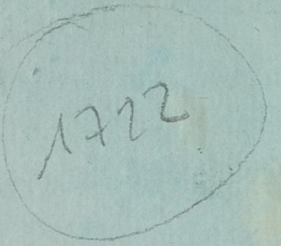
Hoffnung! Ahnerin Deß, was vergeßen uns jegli-
che Pein macht! Bist du mit Dunkel umhüllt, Dich
strahlt ein Licht aus der Fern' an! Ruhvoll stüt-
zest Du Dich auf den Anker, den Dir ein Gott gab!

D. Lit.
29181

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit 7 Kpf. u. 4 Porte.



Nicht ausleihbar

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Klio und Euterpe,

ein

Taschenbuch

auf das Jahr

1805

von

G. A. Neuhofer

Augsburg

im Joh. Georg Rollwagen'schen

Verlage unter der Barfüsserkirche

DLi 29181 (1805)

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

66. 7442

000

Vorbericht.

Ich übergebe hiemit meinen verehrten Lesern den neunten Jahrgang meines Taschenbuches. Die glückliche Erfindung und Ausführung des Vaterunsers eines Unterwaldners von Herrn Usteri in Zürich gab mir den Stoff zum ersten Abschnitte des vorliegenden Jahrganges. Ich hoffe, daß man in der Nachbildung der in getuschter Manier erschienenen Kupfer, den Fleiß und die Kunst, welche der geschätzte Künstler Hr. Paul Jakob Laminit, (dessen Arbeiten von der Entstehung des Taschenbuches an bis jetzt mit Beifall aufgenommen wurden,) auf dem Stich dieser Blätter verwandt hat, nichtverkennen werde.

Auch die von Hrn. Poll mit Fleiß und Geschmack gearbeiteten Bildnisse der drei großen Todten, Klopstock Herder und Kant, werden wie ich hoffe den Freunden und Verehrern dieser großen Männer und ihrer Meisterwerke nicht unwillkommen seyn. Die kurzen Aufsätze über sie, sind — Feldblümchen, die ich dankbar auf ihre Grabhügel streue. —

Ueber die Erzählung Luise von Bendau habe ich nichts zu sagen, als daß sie größtentheils auf Wahrheit beruht.

Daß mein Bild dem Taschenbuche voransteht, ist, wie ich durch Zeugen erhärten könnte, nicht meine, sondern des Verlegers Schuld, der es dem neunten Jahrgange des Taschenbuches vorsetzen wollte, und darauf bestand, obgleich es erst zu Ostern, vor dem ersten Bändchen meiner Gedichte, erschienen ist. Das vorliegende Blättchen ist ebenfalls von Hrn. Thom. Vinc. Poll, welcher die Bildnisse Klopstocks Herders und Kants gearbei-

tel hat, mit viel Sorgfalt und Fleiß verfertigt, und, wem etwas daran gelegen ist es zu wissen, dem kann ich versichern, daß man es allgemein als getroffen findet.

Aufrichtig zu gestehen, hätte ich vielleich den Titel dieses Taschenbuches ändern sollen, da wohl die Klio durch historische Aufsätze ihr Recht behält, aber für Euterpen, als Muse der Tonkunst, für welche im vorigen Jahrgange durch mehrere lyrische Gedichte gesorgt war, diesmal weniger Ausbeute ist; allein, ich liebe das Wechseln und Verändern nicht, ich behielt den vorigen Titel bei, um vielleicht in der Folge Euterpen das wieder zu erstatten, was Klio dießmal zu viel haben möchte.

G. A. Neuhofer.

Folgende Druckfehler bittet man zu verbessern.

Seite	Zeile	statt	lies:
14	5	Vollmocht	Vollmacht.
45	19	Stirme	Stirne
52	3	Zeilen	Zeiten
68	23	großes	große
73	1	Andenkem	Andenken
76	5	fich	ſich
105	13	Nun	Neue
109	3	Geſtult	Geſtalt
114	3	Freudestreue	Freundestreue

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das
Vaterunser
eines
Unterwaldners.

Es ist einer der höchsten Triumphe der Kunst, daß sie selbst dem Schrecklichen eine angenehme Seite abzugewinnen, und durch die Darstellung derselben nicht nur das Schreckliche selbst zu mildern, sondern auch das Herz des Beschauers zu rühren, und freundlich zu trösten, ja selbst zu belehren vermag. Belege dieses Satzes liefert vorzüglich die Kunstgeschichte der Griechen, deren, dem Zahne der Zeit, und dem Strome der Verheerung entrißenen Kunstwerke, noch jetzt nach Jahrtausenden, den hohen fast unerreichbaren Grad der Vollendung, welchen die Kunst bey ihnen erstieg, dem forschenden Blicke des Kenners und Kunstfreundes unwiderlegbar bewähren. Freylich boten dem denkenden Künstler Griechenlandes, seine Mythologie, seine Götter- und Heldengeschichte die reichhaltigsten Stoffe dar, und es war ihm daher um so leichter, durch weise Benützung

derselben, selbst herbe bittere Wahrheiten in einem anmuthigen Gewande darzustellen, und durch die Sprache des Bildes den Beschauer zu rühren, zu trösten, und zu belehren.

Man hat schon oft der christlichen Religion zum Vorwurfe gemacht, daß sie so wenige Stoffe für die zeichnenden und bildenden Künste darbiete, und überhaupt dem Fluge der Künstlerphantasie, die zur Hervorbringung vollendeter Werke so unentbehrlich nothwendig ist, fast gar keinen freyen Spielraum gestatte. Der ganz einfache Grund hievon ist freylich: weil das Christenthum keine Mythologie, und sein Gott kein Zevs ist, weil überhaupt die christliche Religion mehr geistige als sinnliche Beziehungen und Zwecke hat. Allein demungeachtet sind doch schon sehr viele Kunstwerke aus den Händen unsterblicher Meister hervorgegangen, welche beweisen, daß die christliche Religion nicht so ganz arm, als manche denken, an reinen Künstlerstoffen sey. Die Reihe von Darstellungen, welche wir im vorliegenden Taschenbuche unsern Freunden und Lesern übergeben, möchte ein nicht unsicheres Belege dieser Behauptung darbieten, da sie, gleichsam eine Epopöe in Bildern, einer

sehr glücklichen Idee, welcher das allbekannte Gebet des Herrn zu Grunde liegt, ihr Daseyn verdankt.

Ja, es war ein sehr glücklicher Gedanke des Herrn J. Martin Usteri in Zürich, den denkwürdigen Scenen der letzten Schweizerrevolution, besonders in den kleinern Kantonen, ein Denkmal zu errichten, das, indem es zwar an die traurige Wahrheit sehr lebhaft erinnert, dennoch durch den in das Ganze verwebten Zweck, das Unangenehme und Bittere, wohlthätig mildert, und sogar tröstend und lehrreich auf den Beschauer würkt. Dieß schöne Kunstwerk ist betitelt.

Das Vaterunser eines Unterwaldners. Erfunden von J. Martin Usteri in Zürich, ausgeführt und in Tuschmanier geätzt von Marquard Wocher in Basel. 1803. Zu finden in Basel bey dem Verfasser und bey Schoell und Kompagnie.

Dieses Werk, worin Hr. Wocher einen vollgültigen Beweiß seiner Stärke in der Tuschmanier ablegt, denn man wird wenige oder gar

keine höheren Meisterstücke in diesem Fache aufstellen können, enthält sieben Kupfertafeln, deren jede eine Bitte des Vaterunsers zum Gegenstande hat, nebst einem trefflich gearbeiteten Titelkupfer, und es fand, wie es verdiente, so starken Absatz, daß beynahe keine vollkommen guten Abdrücke mehr zu haben sind.

Wir theilen in dem vorliegenden Taschenbuche, unsern Lesern die sieben Blätter des Vaterunsers mit; der hiesige mit Recht geschätzte Künstler Hr. Paul Jakob Laminit hat sie mit vorzüglicher Sorgfalt und Genauigkeit gestochen, und da der Herausgeber sich vorgenommen hat, eine etwas nähere Erläuterung den Kupferstichen beyzufügen, so wird er, um die Leser auf einen richtigen Standpunkt zur sichern Beurtheilung des Ganzen zu stellen, zuerst eine allgemeine jedoch nur gedrängte Uebersicht der Ereignisse in Unterwalden, worauf sich die Darstellungen beziehen, vorlegen, und dann erst bey jedem einzelnen Blatte etwas länger verweilen.

Der Herausgeber, der schon in den frühern Jahrgängen des Taschenbuches für Geschichte und Unterhaltung auf die Revolution der Schweiz Rücksicht nahm, legte bey der Ausarbeitung der

vorliegenden Schilderung den Aufsatz: „der Aufruhr von Stanz in Verbindung mit dem Schicksale der kleinern Kantone, vom Frühling 1798 bis Herbst 1799," zum Grunde, welcher sich in Heinrich Zschokke's historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung befindet, deren zweyter Band erst diese Ostermesse 1804 erschien. Der Verfasser berichtet, wie er es selbst aus dem Munde von Augenzeugen, aus amtlichen Berichten, und gerichtlichen Verhören vernahm, er lebte selbst lange genug unter dem unglücklichen Volke, um seine Tugenden und Fehler kennen zu lernen, und beginnt mit einer kurzen Darstellung von dem Zustande Unterwaldens, ehe es in den allgemeinen Untergang der Eidgenoßenschaft verwickelt wurde, die folgenden wesentlichen Inhalts ist:

Der alte Freystaat Unterwalden, reich an waldichten Gebürgen, gegen Mittag vom Vierwaldstädtersee begrenzt, hatte kaum 12 Quadratmeilen Umfang. Die Bevölkerung belief sich auf ungefähr zwanzigtausend Seelen. Dieses Bergvolk genoß seit uralten Zeiten eine ungemeßene Freyheit. Es übte sein Hoheitsrecht unmittelbar in Landsgemeinden, ernannte seine Vorste-

ker, gab und vernichtete Gesetze, und ließ sich weniger von der Bestimmtheit und Strenge der letztern, als von seinem natürlichen Gefühl des Rechts und Unrechts leiten. Diese einfache Staatsverfaßung ist älter als der Freyheitsschwur der Eidgenoßen im Grütli und Wilhelm Tells Ermordung des Landvogt Geißlers. So erbte sie seit einem Jahrtausende von Enkel zu Enkel fort, und gewann durch den Zauber des Gewohnten und das Heilige des Alterthums eine unerschütterliche Festigkeit.

Nur eine einzige Staatsveränderung, und das sehr frühzeitig, nämlich höchst wahrscheinlich schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, findet sich in der Geschichte von Unterwalden, nemlich die Trennung des obern Thales von dem untern, in innern Angelegenheiten. Ein langer Gebirgsstreif von dem hohen Titliberge bis zur Ebene von Stanz, und im Boden des Thales ein dichtes Gehölze, genannt der Kernwald, machte die Grenze. Das Volk ob dem Kernwalde, Obwalden bildete von da an eine eigne Republik, deren Hauptort Sarnen war, so wie Stanz es für Unterwalden und dem Kernwalde (Nidwalden) blieb. Dennoch betrachteten

sich die Bewohner der beyden Unterwalden als ein gemeinsames verbrüdertes blutsverwandtes Volk. Sie hatten gleichen Ursprung, gleiche Sprache, gleichen Glauben, gleiche Erwerbsquellen, sie fochten im Kriege unter einerley Panier und Hauptmann, und führten auf den gemeineidsgenoßischen Tagsatzungen nur eine Stimme.

Immer blieb das Volk, was es gewesen war, ein einfaches braves Hirtenvolk, ohne jedoch an Kultur und Geistesbildung, an edelm Wetteifer in nützlichen Künsten zuzunehmen, nur in der kriegerischen Tapferkeit wich es keinem Schweizer. Es liebte sein Vaterland und die ererbte Verfassung desselben mit einer edeln Schwärmerey; es war zufrieden mit seinem Zustande, zufrieden mit seiner Religion, (der katholischen,) und das eine oder die andere antasten, war Hochverrath und Majestäts-Verbrechen.

Als die französische Revolution, die jetzt durch die Errichtung eines Kaiserthrones und Wiederherstellung der Monarchie beendigt zu seyn scheint, den Königsthron stürzte, und Tempel und Altäre zerstöhrte, als Frankreichs Heere

siegreich mit Europa kämpften, da vernahm auch Unterwalden mit Entsetzen und Abscheu, die neuesten Ereignisse, besonders schien die Nachricht von den Zerstöhrungen der Altäre und der Ermordung der Schweizer zu Paris den Groll der fest an der Religion der Väter und an dem Vaterlande hängenden Aelpler unauslöschlich zu entflammen.

Der Unwille wuchs, als man allmälich ahndete, daß auch der alten Eidsgenoßenschaft eine Verwandlung bevorstehen könnte, als in den schweizerischen Unterthanenlanden mannigfaltige Gährungen entstanden, und die französische Regierung selbst Gelegenheit zu Zwistigkeiten mit Bern suchte. Obrigkeitliche Personen und die Geistlichen wetteiferten, um dem Volke einen unaustilgbaren Haß gegen Frankreich einzuhauchen. Bald war alles eine Stimme, alle schworen der alten ererbten Verfaßung und der Religion ihrer Väter beharrliche unerschütterliche Treue bis in den Tod.

So war die Stimmung in Unterwalden, als es dem damaligen französischen Direktorium gefiel, die alte ehrwürdige Eidgenoßenschaft durch-

seine Generäle Brüne und Schauenburg zerstöhren zu laßen. Doch nahmen die Unterwaldner noch wenig an den großen Ereignißen eignen Antheil, sie sahen, vertrauend auf den Schutz des Himmels, trotzend auf ihre innere Kraft und Tapferkeit, und die Schutzmauer ihrer Gebürge, der Zukunft entgegen.

Bern, Solothurn und Freyburg waren bereits gefallen, General Brüne verkündete die Eine und untheilbare Republik, und sein Nachfolger, Schauenburg, vollendete was er angedeutet hatte. Jetzt sollten auch die Hirtenkantone aufgelöst, und neu umgeformt werden, oder allein, für sich selbst und ihre Selbstständigkeit, den Kampf mit den Riesen beginnen. Die hellsehenden Männer der beyden Unterwalden, kannten die Größe der Gefahr, und das Fruchtlose des Wagstückes; ihre Meinung war, dem eisernen Arme der Nothwendigkeit zu weichen, und von der Zukunft das beste zu hoffen. Daher stimmten sie zur Theilnahme an dem Schicksale der übrigen Kantone, und ihr Wort siegte auf den Versammlungen zu Obwalden, wo das Volk am 1 April 1798, mit der Abtey Engelberg feierlich die neuhelvetische Staatsverfaßung an-

nahm, während, zu eben derselben Zeit, Nidwalden, Uri, Schwyz, Zug, Glarus, in dem Hauptflecken Schwyz zusammengetreten waren, den Kriegsbund gegen Frankreich zum Schirm des alten Regiments zu schließen.

Die Zahl der Hellerdenkenden war in Nidwalden überdieß weit geringer als in Obwalden, und die Geistlichen wendeten alles an, die Anhänglichkeit des Volkes an die alte Verfaßung und Religion zu erhalten, und den Eifer desselben immer mehr zu reizen und zu entflammen. Eine große feierliche Handlung sollte dieze Stimmung der Gemüther noch besiegeln, eine Landsgemeinde wurde angekündet. Am 7 April zog das Volk, von der Priesterschaft geleitet nach Wyl an der Aa, das Bild des Gekrenzigten wurde vorangetragen. Hier unter freyem Himmel, von einem Kranze tausendjähriger Linden und Buchen umschloßen, sank das Volk betend auf die Kniee. Nun begannen Geistliche ihre Vorträge, sie eiferten gegen die neue Konstitution, für die Erhaltung der Religion, und forderten das Volk zu folgendem Ausrufe auf: Es lebe die Freyheit der Kinder Gottes, die Gleichheit mit Christo Jesu, und die Ein-

heit und Untheilbarkeit unsers heiligen christkatholischen Glaubens."

Gelehnt ans entblößte Landesschwert nahm nun auch der Landamman das Wort. Das Volk erhob sich, und schwor mit entblößtem Haupte, im Angesichte des Gekreuzigten für Freyheit und Religion, im Nothfalle, Blut und Gut, Leib und Leben aufzuopfern. „Die Religion unserer Väter sey unsre Konstitution, und das Kreuz Jesu Christi sey unser Freyheitsbaum." Mit diesen Worten zogen sie betend in ihre Hütten heim. Haß gegen die neue Verfaßung wurde jetzt Volksgesetz.

Unterdeßen herschte überall traurige Verwirrung: der General Schauenburg und der französische Regierungskommissär Lecarlier ließen gegen die unruhigen Kantone furchtbare Drohungen ergehen; Truppenbewegungen, Fruchtsperren, ꝛc. verkündigten schon die nahe Vollziehung derselben, und dieß alles fachte zwar den Grimm noch stärker an, allein noch dachte man in den Wald und Bergkantonen an keine Ordnung im kriegerischen Widerstande. Nur einzelne Rotten standen hie und da unter den Waf-

fen, die reichen Eigenthümer mußten vor dem rohen Pöbel zittern, nur wer nichts zu verlieren hatte blieb furchtlos.

Am 13 April wurde ein neuer Kriegsrath niedergesetzt, er erhielt Vollmocht, alle nöthige Maaßregeln zu treffen, die Truppen in den Waffen zu üben, und Vertheidigungswerke anzulegen. Aber an einen gemeinsamen Feldherrn, an einen gemeinsamen Kriegsplan wurde, während sich Frankreichs Kriegsschaaren immer furchtbarer näherten, noch lange nicht gedacht. Es fehlte der Geist der Einigkeit sogar unter den Verbündeten.

Am 23 April verwarf auch Obwalden einmüthig wieder die angenommene neuhelvetische Verfaßung, die Truppen der Verbündeten besetzten den Gebürgspaß Brünig an den Gränzen von Bern, der Zuger Obrist Andermatt war indessen dem anrückenden Feinde in die freyen Aemter entgegen gezogen, und der Glarner Paravicini hatte sich am Zürchersee über Roggerswyl ausgedehnt, Aloys Reding, Landeshauptmann von Schwyz hatte Luzern besetzt; allein die Uebermacht und Waffenkunst der französischen

Brigaden zersprengte das Heer der Eidgenoßen in kurzer Zeit, so daß nur noch Uri, Schwyz und Unterwalden, mit geringer übelgeordneter Kraft um die Vertheidigungen ihrer heimathlichen Fluren zu sorgen hatten. Die Truppen vom Brünig mußten in ihre Kantone zurück, Schwyz mußte nach manchem blutigen Kampfe mit den Franzosen kapituliren, und Uri trat bald darauf der neuen Kapitulation, welche mit Schwyz geschloßen wurde, bey. Auch Obwalden unterzeichnete am 5 May die neuhelvetische Konstitution zum andernmale. Nur Nidwalden stand noch allein, den mächtigen Siegern trotzend und hielt seine Grenzen mit Truppen besetzt.

Allein Nidwaldens Loos war unvermeidlich, früher oder später mußte es der Gewalt weichen, dieß sahen die Klügern ein, und suchten darauf hinzuwürken, sich der neuen Verfaßung zu nähern, und am 12 May versammelte sich zu Wyl an der Aa eine Landsgemeinde, worin die Kapitulation von Schwyz vergelegt wurde. Es herrschte düstres Schweigen. Unwille und Wehmuth zeigte sich auf den Gesichtern, die Weiber schrieen: Krieg! Krieg! aber einige würdige Geistliche suchten in langen Reden die Ge-

müther zu besänftigen, und es gelang. Die Kapitulation ward angenommen, man ordnete Bevollmächtigte an den General Schauenburg nach Zürich ab, um mit ihm den Friedensvertrag abzuschließen. Man behielt sich bevor; daß Nidwalden die katholische Religion unverletzt bewahren könne, daß Personen und Eigenthum gesichert seyen, und weder französische Truppen ins Land gelegt, noch junge Mannschaft ausgehoben oder Waffen abgefordert werden.

Schauenburg sagte dieß feyerlich zu; und Unterwalden wurde mit den zwey Urkantonen Uri und Schwyz, und dem Kanton Zug, in einen einzigen, genannt der Vierwaldstädterkanton, vereinigt, und Aloys von Matt ein Bürger des Hauptfleckens Stanz, wurde zum Regierungsstatthalter des gesammten Kantons ernannt.

Allein, nicht lange waltete der Geist der Ruhe, die Bedrückungen und Erpreßungen erregten allenthalben in der Schweiz Mißvergnügen. Besonders aber machte die Belegung aller Klöster, Stifter und Abteyen die Geistlichen wieder rege, der alte Trotz der Alphirten erwachte mit neuer Stärke, Kapellen und Wirthshäuser

ser ertönten von Verwünschungen der neuen Einrichtung, fürchterlich erwachte der Fanatismus, es brachen schon einzelne Aufstände aus. Man hoffte auf Oestreichs Siege, der Lärm wurde lauter, drey Priester, Lüssi, Käsli, und Kaplan Kaiser bildeten ein Eiferertriumvirat, dem sich der Unterstatthalter von Stanz Ludwig Kaiser vergebens entgegen stemmte. Schon legten die Unterbeamten, zitternd vor den Drohungen der Aufrührer ihre Stellen nieder, und der Regierungsstatthalter von Matt mußte auf Befehl des helvetischen Direktoriums eiligst nach Stanz, um die Ordnung wieder herzustellen.

Er sprach mit warmer Bruderliebe, und als warnender Freund, allein die herzlichen Worte verhallten fruchtlos, die Gemüther blieben erhitzt, er mußte unverrichteter Sache wieder abgehen.

Noch jetzt ließ Ludwig Kaiser den Muth nicht sinken, er berief die gesammte Geistlichkeit zu einem Kapitel in das Kapuzinerkloster zu Stanz, um für Eintracht, Frieden und Versöhnung zu würken. Dieß war am 18 August. Die große Frage wegen des Bürgereides wurde vor-

gelegt, die Antworten fielen verschieden aus, Lüssi, und seine Gefährten tobten dagegen, die wenigen Bessergesinnten mußten verstummen.

Während des Zankes hatten sich Bauern in der Nähe des Klosters gesammelt, sie umringten den Statthalter im Garten des Klosters, und schrien ihm zu: Kein Eid! Verflucht sind die heillosen Ketzer und Schelmen die ihn fordern!" Der Statthalter ermahnte zur Ruhe, er suchte zu belehren, zu beruhigen, zu warnen, — aber alles war umsonst. Das Landvolk wüthete, man drohte ihm den Tod, und die Drohung reifte zur That. Unter wildem Jauchzen warf man ihm den Strick um den Hals, nur mit Mühe ward er von den Gemäßigtern befreyt, und flüchtete sich zu den Geistlichen zurück. Die Aufrührer belagerten die Klosterpforten, sie verlangten daß der Statthalter seine Stelle niederlegen und dem Kapitel Abbitte thun sollte. Kaiser legte seine Stelle nieder.

Diese Versammlung der Geistlichkeit war gleichsam die Loosung zum allgemeinen Aufstande. Man schleppte den Statthalter auf das Rathhaus, und mit ihm noch andere angesehene Bürger.

Am 20 August ward wieder eine Landsgemeinde gehalten, es wurde beschlossen, vier Abgeordnete nach Aarau zu senden, um der Regierung die Klagen des Landes vorzutragen.

Die Abgeordneten giengen nach Aarau, allein schon zu Luzern wurden sie von französischen Truppen, welche nach dem unruhigen Waldstädterkanton zogen, angehalten, und man verweigerte ihnen die Päße, bis die zu Stanz verhafteten Beamten in Freyheit gesezt würden.

Dieß geschah, doch erst nach langer Weigerung, Kaiser erhielt seine Stelle wieder, und die Abgeordneten zogen nach Aarau. Doch schon den andern Tag erhielt das Distriktsgericht von Stanz Befehl, die oben genannten drey Geistlichen zu verhaften.

Der Statthalter Ludwig Kaiser, kaum dem Tode und dem Kerker entronnen, wagte noch einmal den Versuch, mit wenigen Getreuen das Land zu retten. Das Zeughaus, der Pulverthurm und die Grenzen gegen Luzern sollten schnell von Vertrauten besezt, die drey Priester aufgehoben, und nach Luzern geführt werden. So

hätte die bethörte Menge weder Waffen noch Aufwiegler mehr gehabt; allein der Plan wurde den Geistlichen verrathen, man rieth ihnen zur eiligsten Flucht, zwey machten sich würklich auf den Weg, das Land zu räumen. Allein, das Gerücht von den Anstalten des Statthalters flog schnell durch das Thal. Die Bauern strömten bewaffnet nach Stanz, zerstreuten die treuen Wachen am Zeughause und am Pulverthurme, sie holten die flüchtigen Priester zurück, und sprachen ihnen Muth ein.

Indeßen waren die Abgeordneten von Nidwalden zu Aarau angekommen. Das Direktorium hörte mit Unwillen die Forderungen derselben. Es forderte Unterwerfung, und Auslieferung der drey Priester und anderer Rädelsführer. Die Boten von Aarau kamen zurück und das Volk wurde zur Landsgemeinde berufen. Die Priester hatten schon Nachricht von der Forderung des Direktoriums erhalten, das Volk stand im Kreise, aber der Landamman mit dem Landesschwerdte fehlte. Pfarrer Käsli bestieg entschloßen die erhabene Erdplatte, auf seinen Befehl wurden die letzten Beschlüsse der Regierung verlesen. Allgemeiner wilder Unwille äußerte sich laut,

das Volk beschloß für seine Seelsorger, für seine Religion zu kämpfen. Käsli, und nach ihm Lüssi, feuerten es noch mehr dazu an, es ward ein Kriegsrath errichtet, und beschloßen, den letzten Tropfen Bluts fürs Vaterland zu wagen.

Jubelnd verließen die Bauern den Landesgemeindeplatz, wildes Geschrey hallte von den Felsen wieder, in jedem Dorfe erscholl Kriegsgetümmel. Flinten, Säbel, Bley wurde herbeygeschafft, junge Weiber bewaffneten sich, oder halfen Patronen machen, Verhaue und Schanzen auf den offenen Grenzen anlegen. Batterien wurden errichtet, Kanonen aufgepflanzt, Pfähle unter das Wasser des Sees versenkt, um Landungen zu erschweren, und nichts wurde versäumt, was zur Bewürkung des gewaltigsten Widerstandes erfordert wurde. Wer nicht in diese fanatische Wuth mit einstimmte oder das traurige Ende derselben vorher sah, flüchtete sich nach Obwalden oder in die Stadt Luzern.

Das schwere Hochgewitter zog immer näher. Der Präsident des Kriegsraths war ein schwacher verarmter Mann, Remigi von Büren. Doch statt seiner handelte der Helfer von Stanz, Lüs-

si, dieser war das Haupt und die Seele des Kriegsraths. Er wohnte mit einer Pistole, die er vor sich auf den Tisch hinlegte, bewaffnet, den Sitzungen bey, gab die erste Stimme, und niemand wagte es ihm zu widersprechen, er predigte unaufhörlich den Krieg, und ermahnte zur Tapferkeit. Schauenburgs Schaaren näherten sich jetzt in einem furchtbaren Ringe dem armen verblendeten Unterwalden. Die letzte Ermahnung der Regierung blieb fruchtlos, man wollte Krieg, und durch ihn Freyheit oder Märtirertod. Lüssi erhielt den Eifer des Volks. Allein während das Volk im muthigen Vertrauen dem Feinde entgegen sah, schien das geistliche Triumvirat den Muth immer mehr zu verlieren. Lüssi brachte sein Vermögen in Sicherheit, und Kaplan Kaiser entwich sogar bey Nacht heimlich aus dem Lande.

An die Stelle dieser Wankenden trat ein Kapuziner Paul Styger. Dieser schon im Kriege der Berg- und Waldkantone gegen Frankreich berühmt, hatte bisher, während seines Aufenthaltes im Tirol, wohin er sich geflüchtet hatte, einen lebhaften Briefwechsel mit Männern seines Sinnes unterhalten, und jetzt kam er selbst in Bauerkleidern nach Schwyz zurück, und er-

mahnte zum Aufstande; er kam auch nach Unterwalden, verkündigte Weissagungen, theilte Amulete gegen Schuß, Hieb und Stich aus, und setzte überall, wohin er kam, das Volk in Bewegung. Er verkündigte bey seiner neuen Ankunft in Nidwalden den Zuzug von 2000 Mann Hülfsvölkern aus Schwyz und Glarus. Auf einem stolzen Hengste besuchte er in Jägertracht, mit wehender Feder auf dem Hute, und den Säbel an der Seite die Unterwaldner Lager, er ermahnte zur Standhaftigkeit und sagte unter anderm: „Seyd versichert, daß wir die Franzosen aus der ganzen Schweiz vertreiben, und bis zum Neujahr unsre Erdäpfel zu Paris schälen werden!“

Schon waren indessen Schauenburgs Brigaden gegen den Kernwald gerückt, er hatte Landungsschiffe in Luzern gesammelt, und alle Anstalten zum Einmarsche getroffen. Schauenburg hatte 12 bis 16000 versuchte Krieger, die Nidwaldner stellten dieser Macht kaum 2000 Mann entgegen, Hirten, die noch überdieß auf den verschiedenen Grenzen vertheilt waren. Ihre ganze Artillerie bestand aus acht Kanonen.

Am 7 und 8 September begannen die Gefechte, Kersiten und Stansstad wurden von französischen Batterien beschoßen, bey Alpnach, am südlichen Busen des Vierwaldstädtersees, kam es zu lebhaften Postengefechten. Die Franzosen erlitten von den Unterwaldnern, fast lauter erprobten Scharfschützen, beträchtlichen Verlust, die Unterwaldner hatten nicht mehr als 1 Todten und 1 Verwundeten in allen diesen Gefechten. Dieß Glück machte sie kühner, sie spotteten des Kartätschenfeuers der Feinde, und harrten auf neue Angriffe. Selbst in mehreren angrenzenden Kantonen reizte das Glück der Nidwaldner die Mißvergnügten, und sie rüsteten sich insgeheim zum Aufstande. Aus Schwyz kamen sogar 200 Freywillige, und aus Uri 30 Mann mit ihren Schützenfahnen zu den Nidwaldern.

General Schauenburg hatte den allgemeinen Angriff auf den 9. September bestimmt. Mit Anbruch des Tages hallte der Donner der Kanonen. Zu gleicher Zeit brachen die Franzosen von allen Seiten vor. Ein heftiger Kampf begann jenseits St. Jacob, an den Grenzen von Obwalden, wo gegen 600 Niederwaldner auf freyer Ebne hinter Erdwällen standen. Sie verließen

ließen durch Kartätschen verdrängt diese Stellung, und zogen sich unter stetem Gefechte auf eine Anhöhe, eine halbe Stunde von Stanz, welche mit zwey Kanonen besetzt war. Die Franzosen verlohren viele Leute durch die Scharfschützen, aber sie versuchten es doch in zwey Abtheilungen die Berghöhe zu erstürmen. Man focht unter dem Donner der Kanonen mit dem Bajonette, Felsenblöcke rollten den Stürmern von der Höhe entgegen, zweymal griffen die Franzosen vergebens an, sie mußten weichen. Sie wollten auf einer andern Seite den linken Flügel der Nidwaldner angreifen, und ihre Batterie durch verdoppelten Kartätschenhagel zum Schweigen bringen, umsonst, sie stießen hier auf die Schwyzer und Urner, und mußten ebenfalls weichen. Nicht glücklicher stritten die Franzosen auch auf der Seeseite, wo sie mit 30 bewaffneten Fahrzeugen nichts gegen die Nidwaldner auszurichten vermochten.

Allein die Menge siegte doch, die Franzosen hatten um die Mitternachtstunde, nach großen Opfern die Oberhand erhalten. Der Pfarrer Käsli und der Helfer Lüssi flüchteten sich noch vor Ende der Schlacht, auch der Kapuziner Paul

Styger verschwand. Auch von der Seeseite gelang es den Franzosen zu landen, und feste Stellungen einzunehmen.

Jetzt sahen die unglücklichen Schlachtopfer ihr Elend ein. Wohin sie blickten, brannten ihre Häuser und Ställe, ganze Dorfschaften schwebten in Rauch und Flammen, und immer noch hallte der Donner der Kanonen drein. In den Wäldern, Gebüschen und Matten kämpften die Fliehenden noch: „Weiber und Kinder, sagt Zschokke am angeführten Orte, bey dieser Gelegenheit, — setzten dem eindringenden Sieger ohnmächtige Wuth entgegen. Man schlug sich mit Knütteln, Aexten und Sensen. Man foderte und gab keine Gnade. Die wüthenden Soldaten kannten keine Grenzen ihrer Rache. Sie raubten, sengten und brennten, mordeten und wurden gemordet. Priester an den Altären, Säuglinge in den Wiegen, Weiber, Männer, Kinder und Greise wurden erbarmungslos niedergemacht. Töchter und Mütter wurden auf offner Straße geschändet, selbst der entseelten Weiber schonte der Soldaten viehische Lust nicht. Mit Lebensgefahr und schwachen Erfolge, stämmten sich viele Hauptleute, von Menschlichkeit be-

wegt, den entsetzlichen Ausschweifungen ihrer Krieger entgegen. Unter ihnen nennt die Geschichte mit Rührung, die Namen eines Müllers und Mainoni, Anführers der 14 und 44 Halbbrigade. — Ein unverwelklicher Bürgerkranz von den Händen der bessern Menschheit dem Gedächtniße dieser Edeln! — Aber die Kanibalenwuth konnte nur in Erschöpfung ihrer Kraft ersterben. Wohin man sah, wälzten sich Feuer und Dampfwolken über zusammenstürzenden Wohnungen, Kapellen und Kirchen; überall kämpften Männer, bluteten Sterbende. Wohin man hörte, scholl der Donner des Geschützes, das Krachen einstürzender Balken und Mauern, das Gewinsel der Verwundeten, das Gebrülle der Verzweiflung. — Um sechs Uhr Abends war ganz Nidwalden von den Franzosen erobert, und das Gefecht geendet. Aber nicht gesättigt war der Grimm der Soldaten. Noch setzten sie einige Tage lang Raub und Brand fort, und schoßen die in die Wälder Geflüchteten nieder. Endlich hielt Schauenburg selbst seinen Einzug, und setzte tausend namenlosen Greueln ein Ziel. Unterwalden nid dem Kernwald war ein großes ungeheures Grab, die Ruinen der Dörfer und Hütten dampften ein schröckliches Todtenopfer."

Diese kurze Darstellung des traurigen Schicksales der Unterwaldner mag hinreichend seyn, um unsre Leser auf den Standpunkt zu stellen, aus welchem das Vaterunser eines Unterwaldners, nach Herrn J. Martin Usteri's Erfindung betrachtet werden muß, wenn man das Schöne und Rührende, ja selbst Erhabene desselben fühlen will. Wir wenden uns daher jetzt zu den Darstellungen selbst, und begleiten jede einzelne derselben mit einigen kurzen Bemerkungen.

I.

Noch läßt uns hier der Künstler das gebürgige Unterwalden in seinem seit einer Reihe von Jahrhunderten sich gleichen friedlichen Zustande erblicken. Noch ist die Scene so ganz das freie genügsame anschauende Hirtenleben des vom Ertrage seiner Rinder und Ziegenheerden sich nährenden Aelplers, noch sehen wir so ganz hier das schöne herrliche Gemälde jener anspruchlosen Idyllenwelt, welche Schaaren von Reisenden nach Helvetien zog, ehe noch die Zwietracht ihre

Verheerung sprühende Fackel, und der Krieg seine Blutriefende Geißel über das unglückliche Völkchen schwang. Eine sinnreiche Vorbereitung des Künstlers auf die folgenden Scenen, welche durch den Kontrast desto erschütternder und rührender sich aussprechen. Die Tageszeit welche der Künstler wählte ist der Morgen, das neue Leben, das Wiedererwachen der Natur. Eine reizende Schweizerlandschaft im Rosenschimmer des jungen Tages stellt sich dem Blicke dar; zufriedene Hirten leiten die muntern Heerden auf die frischen düftenden Weiden; im verjüngten Schmucke prangen die Wiesen, über Bergen und Thälern schwebt ein sanfter Schimmer der Verklärung, und durch das ganze Gefilde ertönet gleichsam der Aufruf zur Zufriedenheit und zur Freude. — Doch Geßner und Kleist sangen in unerreichbarer Fülle und Kraft die Reize des Morgens, Poußin und andere unsterbliche Künstler tauchten ihren Pinsel in die Morgenröthe, und zauberten das neue Leben der erwachenden Flur auf die todte Leinwand, — und jeder meiner Leser genoß gewiß schon die Reize des Morgens, und fühlte seine erhebende Kraft, ich darf also wohl nicht erst selbst eine mahlerische Darstellung des Morgens in der Fülle seiner Pracht vorlegen, um die sinn-

reiche Wahl des Künstlers bey der Anlage dieser Reihe von Blättern recht deutlich zu machen, sondern ich kann mich sogleich zu den beyden Hauptfiguren wenden, die hier unsre Aufmerksamkeit feßeln.

Hier steht ein Greis und ein Knabe — der Großvater und sein Enkel. — Der Abend und der Morgen des Lebens, der schon gereifte und der erst aufblühende Mensch sind die Helden dieser Idylle in Bildern. Schon an sich bieten die beyden Gränzen des Menschenalters — das Kind und der Greis — einen schönen reichhaltigen Stoff zu mannigfaltigen, heitern und ernsten, sanft rührenden und heftig erschütternden Betrachtungen dar. So wie der Morgen und der Abend in der Natur ihre eignen Reize und Schönheiten haben, so wie sie in der Seele ihres Beobachters heitere oder ernste, sanfte oder wehmüthige Empfindungen hervorrufen, eben so würkt auch der Morgen und der Abend des Lebens. Wir freuen uns wenn die Dämmerung schwindet, und die sichtbare Quelle des Lichtes und des Lebens, die Sonne mit Königspracht hervortritt, und laut das Chor der Vögel sie begrüßt, indeß sie, Freude und Seegen verkündend,

Vater unser, der du bist in dem Himel
geheiligt werde dein Nahme!

am wolkenleeren Himmel heranzieht, — wir freuen uns aber auch, wenn ein holdes freundliches Kind, lachend wie die Morgenröthe, mit der Unbefangenheit und Sorglosigkeit der Unschuld durch die Blumen hüpft, und fröhlich und zufrieden, wie das Lämmchen im Grase, vor keiner Zukunft bange, die Reize der Gegenwart genießt, wir freuen uns seiner unschuldigen Spiele, seiner noch keine Verstellung, keine Arglist kennenden Liebkosungen, wir hoffen freudig, daß der Lebenstag des Kleinen schön und heiter wie sein Morgen seyn werde, so wie wir von der heiter am wolkenfreien Himmel heranziehenden Morgensonne uns einen heitern Tag versprechen. — Doch fürchten wir nicht oft am frühen Morgen schon den schwülen Tag? erwacht nicht oft die Sonne aus düsterm Wettergewölke, bleibt sie nicht oft verhüllt, und sind wir nicht wegen Hagelschlägen und Gewitterstürmen besorgt, die den Fleiß des Landamnns, die Hoffnung des Erndteseegens gewaltsam vernichten können, stimmt dieß die Seele nicht zu ernsten Gedanken? Eben so wenn wir den Blick auf ein holdes fröhliches Kind lenken, das jetzt noch nichts von der Bürde des Lebens fühlt, wie ernst und feyerlich, ja wie wehmüthig wird unsre Stim-

mung werden, wenn die Gefahren, welchen die wehrlose Kindheit, die stille Einfalt des unschuldigen Herzens preisgegeben ist, vor unsern Blicken sich darstellen! Wie leicht kann der Sturm der Zeit oder des Schicksals die schönsten Vaterhoffnungen vernichten, wie leicht der Gifthauch des Lasters die Blüthe der Tugend schon im Keime ersticken; wie leicht die Macht der Verführung alle guten Grundsätze schneller verdrängen, als der reissende Waldstrom die blühenden Wiesen verschwemmt, oder der rasselnde Hagel die Hoffnung des Landmanns zerschmettert! — Aber wie herzerhebend ist auch der Blick auf ein Kind! Auf ihm beruht die Hoffnung kommender Geschlechter, auf ihm das stufenweise Fortschreiten der Menschheit zum Ziele der Veredlung, auf ihm die entzückende Aussicht auf das goldene Zeitalter der Menschheit, auf die Herrschaft der Sittlichkeit und der Wahrheit! — So ist der Blick auf die Kindheit bald heiter, bald ernst, aber auch rührend und herzerhebend. Ja der Morgen des Lebens ist die anziehendste Epoche, aber der Abend ist, — so wie in der Natur — die feyerlichste, die erhabenste!

Der Strahl der scheidenden Sonne ist so sanft, als wie bey ihrem Erwachen; nach schön vollbrachtem Tagwerke beschließt sie die Laufbahn; sie hat gesegnet, erquickt, erwärmt, belebt, mit Majestät und Würde neigt sie sich hinter die Gebürge, und noch lange nach ihrem Scheiden strahlet ihr Nachglanz an den vergoldeten Gipfeln wolkenanstrebender Felsen. — Schön ist der Abend — des Tages sengende Glut wich der labevollen Kühle, stärker düften die Blumen, wenn der Mond in der Perle des Thaues zittert, erquickende Ruhe labt den Thätigen, der die Last des Tages trug, und der wohlthätige Freund der Müden gießt sanften Schlummer auf sein Lager herab. Wir verweilen mit reinem Entzücken in dem Gefilde, das im matten Dämmerlichte des Abends ruht, wir verweilen gerne vor dem Gemälde, worauf ein ächter Künstler uns die Reize der Flur nach Untergang der Sonne schildert, aber der Weise, der Gefühlvolle verweilt auch gerne mit Rührung und Ernst bey dem Abendgemälde des Menschenlebens! Flößt nicht der Anblick eines Greises, selbst im ärmlichsten Gewande, sogar dem rohern Menschen unwillkührlich Ehrfurcht ein? Ja! erhaben ernst ist der Abend des Lebens! Betrachte den Greis,

er ist bald am Ziele seiner Laufbahn, sein Tagewerk ist bald vollendet! Wie oft rollte der Schweiß über die gefalteten Wangen! Wie mancher Sturm des Schicksals tobte um dieß ehrwürdige Haupt, bis sich die Locken zu Silber bleichten! Sieh diese zitternde Hand, die mühsam auf den Stab sich stützt, wie viel hat sie vielleicht schon zum Besten der Menschheit, in engern oder weitern Kreisen gewürkt und gearbeitet! Sieh, diese wankenden Füße, die jetzt so langsam und müde einherschleichen, wie so manches Gebürge, so manchen dornenvollen Pfad überstiegen sie schon! — Wahrlich ein rührender Anblick ist ein Greis! Seine Lebenssonne ist ihrem Scheiden nahe, im Kreise der Seinen, denen er durch Wort und That zum Seegen lebte, im Schatten der Bäume, die er selbst für kommende Geschlechter pflanzte, dämmert sein Abend herab, und mit heiterer Seele sieht er der Scheidestunde entgegen. Schon weilen seine Blicke nicht mehr am Tande der Erde, sein Auge ruht mit froher Hoffnung auf den Gefilden einer bessern Welt, wo dem Müden Ruhe, dem Treuen Lohn verheißen ist. Sanft und herzerhebend ist der Anblick eines würdigen Greises, in ihm erblicken wir den gereiften, für diese Welt

vollendeten Menschen — er steht an dem Ziele, das unser aller harrt, dem freilich leider so viele durch schnöde Vergeudung der Lebenskraft sich früher schon entgegen eilen, das aber auch viele, ohne eigne Schuld, schon in der Blüthe der Jahre, bey allen Ansprüchen auf Lebensgenuß und Dauer erreichen müßen;— er steht an der Grenze der Zeit und der Ewigkeit! Die Sonne sinkt an unserm Horizonte um andern Völkern die Quelle des Lichtes und des Lebens zu bringen, der Greis beschließt den Pilgerlauf hienieden, er sinkt ermüdet hinab in die Stille des Todes,— sein Silberhaupt sinkt zu Grabe, wie die fruchtvolle Garbe zur Scheune wandelt; — er verläßt diese Welt, um in einer andern, schönern und vollkommnern, freyer von den Feßeln des Staubes fortzuleben.

Wenn nun schon im Allgemeinen die beyden Grenzlinien des Menschenlebens, das Kind und der Greis, so viel Stoff zu heitern und ernsten, rührenden und erschütternden Betrachtungen, und daher auch zu mannigfaltigen Darstellungen und Ansichten für den Künstler geben, so müßen sie in der Beziehung auf den Gegenstand, den unser Künstler in der vorliegenden Reihe von

Blättern ausführen, und durch das Auge dem Herzen näher bringen wollte, besonders wichtig werden. Diese, nach der Reihe der sieben Bitten des Gebetes des Herrn geordneten Blätter sollen an Unterwaldens trauriges Schicksal erinnern, das Unglück dieses Ländchens sprechend und herzrührend schildern, und ich wage es zu behaupten, daß es kaum auf eine schönere, und zugleich einfacherhabnere Art, als hier geschah, hätte geschehen können. Der Greis ist für den Künstler das Band zwischen der Vergangenheit und Gegenwart, so wie das Kind, der Knabe, ja selbst noch der Jüngling, das Band zwischen Gegenwart und Zukunft. Sollte Unterwaldens Unglück recht deutlich uns ansprechen, so mußten wir ganz in seine ehemalige günstigere Lage versetzt werden, sollte die Anhänglichkeit der Unterwaldner an ihre seit Jahrhunderten von ihren Vätern her ererbte Verfaßung, Gebräuche und Lebensart, und ihre daraus herfliessende Abneigung gegen alles, was Neuerung oder Veränderung heißt, recht anschaulich werden, was konnte der Künstler passender, richtiger und wahrer, um dieß alles kurz und kräftig auszudrücken, in seinem Gemälde darstellen, als einen Greis! — Horaz schon nennt den Greis laudator temporis

acti, „Lobredner der vorigen Zeit," und bestätigt nicht noch die Erfahrung diesen Satz als wahr? — Selbst gebildetere alte Personen werden, wenn auch nicht gerade immer, doch wenigstens größtentheils an Neuerungen nicht ohne einigen Widerwillen gehen, besonders wenn sie die Neuerungen nicht zugleich als Verbesserungen einsehen können; und nun ein Unterwaldner Greis, der von der Wiege an, die Unmöglichkeit einer freiern und bessern Verfaßung, als die seines kleinen Ländchens, beschworen hätte, der im Genuße dieses einfachen freien Hirtenlebens grau geworden war, — stellt er uns nicht gleichsam in sich sein ganzes, seine Heimath und seine bürgerliche und religiöse Verfaßung über alles liebendes, allem andern vorziehendes Völkchen dar? Zeigt nicht die Abneigung des Greises gegen die Neuerung den seit Jahrhunderten tiefgewurzelten Widerwillen des Unterwaldners, gegen jeden fremden Einfluß, gegen jede Veränderung der angestammten väterlichen Sitten und Gebräuche?

Gewiß drückt auch das Bild des Greises, der unter den Streichen seiner Verfolger mit seinem wehrlosen Enkel seine väterliche Hütte

meiden, und endlich unter dem Leiden erliegen muß nichts deutlicher aus, als daß die Schwäche der Uebermacht weichen müße; daß endlich doch, nach mancher blutigen Anstrengung und Aufopferung, der Unterwaldner sich unter den eisernen Arm der Nothwendigkeit beugen mußte. Könnte dieß alles einfacher und rührender vorgestellt werden, als es hier durch die glückliche Wahl des Künstlers geschildert wurde? —

Aber, der Knabe ist wenn der Greis schon so viel ausspricht, nur eine blose Nebenfigur? Nein, auch er spricht sich deutlich aus. Er vermehrt auf der einen Seite das Rührende des Gemäldes. Wehrlos und schwach ist die Kindheit wie das Alter, und unter allgemeinen Drangsalen muß der Unschuldige wie der Schuldige, der Schwache wie der Mächtige dulden und tragen. — Jedoch, auch herzerhebender, tröstender wird das Gemälde durch den Knaben an der Seite des Greises. Er deutet auf die kommenden Geschlechter, in ihm ruht die schöne erquickende Hoffnung besserer Zeit für das gebeugte tief verwundete Völkchen. Der Greis sinkt ermüdet in die Gruft seiner Väter; der Knabe bleibt, er blüht zum Jünglinge, er

reift zum Manne heran, er duldete frühe schon unter den Stürmen der Zeit, er lernte frühe schon die Gefahren, die Drangsale kennen, welche die Zwietracht und die Rachsucht hervorbringen, die traurige Erfahrung wird ihn vorsichtiger und weiser machen, und auf den Trümmern der zerstöhrten Glückseeligkeit seiner Väter wird er sich selbst ein neues haltbares Gebäude des dauernden Wohlstandes aufführen, und so eine nie versiegende Quelle der Zufriedenheit eröffnen. —

Daß der Künstler das Gebet des Herrn, oder die einzelnen Bitten desselben seinen Darstellungen unterlegte, macht seine Erfindung nicht nur origineller, sondern giebt dem Ganzen noch mehr Kraft und Würde, da nicht nur der Sinn jeder Bitte dieser so kraftvollen alles umfaßenden Gebetsanweisung richtig gefaßt, sondern auch so ausgeführt wurde, daß jeder, selbst ohne die Unterschrift zu lesen, sich die Vorstellung würde erklären können.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen kehren wir nun zu einer nähern Betrachtung des ersten Blattes zurück.

Heiter strahlt der junge Tag auf die reizende Bergflur herab, und weckt ein friedliches

Hirtenvolk zu seinen geräuschlosen einfachen Verrichtungen wieder auf. Fette Triften erwarten die muntere Heerde, die vom Hirten geleitet, die Alpen hinanklimmt. Ein frischer Lebensodem weht durch das Gefilde, da tritt der alte Aelpler, den muntern Enkel an der Hand, vor die Thüre seiner Hütte. Sein Auge schweift mit Wohlgefallen auf der Gegend umher, bald weilt es freudig an den Gipfeln der mit ewigem Eise bedeckten Gebürge, bald auf den vergoldeten Wipfeln der schwarzen Tannen auf den Bergen umher, hier ergötzt ihn der Blick auf die Gefilde voll Korn, wo die schwellenden Halme, vom Winde sanft gewiegt, gleich den Wellen des besänftigten Meeres sich wiegen, dort verkünden ihm Reihen von Bäumen mit schon sich röthenden Früchten einen gesegneten Herbst. Rings um ihn her strömt die Fülle des Lebens und der Freude. Frey, wie die Vögel, die in den Zweigen umher ihr Morgenlied singen, heiter, wie das Gewand der ihn umgebenden Fluren und Berge, fühlt sich hier der glückliche Greis, vor der von seinen längst entschlummerten Vätern ererbten Hütte, und anschauend genießt er, in süßes Entzücken verlohren, sein Glück.

Es giebt Augenblicke im menschlichen Leben, wo in dem fühlenden Herzen ein unwiderstehlicher Drang sich regt, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Endlichen zum Unendlichen empor zu steigen, wo unwillkührlich das Gefühl eines überirdischen, über alles erhabenen, alles mit Liebe und Güte umfaßenden Wesens sich mächtig aus der Seele hervordrängt, wo die laute Stimme in unserm Innern uns zuruft: er ist, und er ist ein weiser gütiger Vater! — So unser Greis! Gestärkt durch erquickenden Schlummer, blickt er, sich selbst überlaßen, in die weite freye Natur hinaus; er sieht die holden Gefilde vom Strahle der Morgensonne verklärt, er sieht die tausend und tausend Geschöpfe, die um ihn her weiden und spielen, sich nähren, ihres Daseyns freuen, und in tausend verschiedenen Weisen ihre Fröhlichkeit ausdrücken! Sein Herz erhebt sich vom Sichtbaren zum Unsichtbaren; nicht tiefdringende Vernunftschlüße, sein Herz, ein heisses heiliges mächtiges Gefühl, ahndet die Nähe der Gottheit, und dringt ihm den lauten Ausruf ab:

Gott! unser Vater, dein Name werde geheiligt!

Gewißlich ist der Herr an diesem Orte, rief einst Jakob in heiliger Begeisterung, und heilig blieb ihm die Stätte, wo er die Nähe des Ewigen fühlte! Sein Herz war voll, in großen heiligen Gedanken erhob sich seine Seele, er fühlte die Nähe der Gottheit, die Freuden der Andacht; so der Greis, so jeder Gefühlvolle, der die Reize der Natur in ihrer Fülle betrachtet.— Wie edel, wie erhaben zeigt sich hier die reine Christusreligion, sie die so ganz aus dem menschlichen Herzen genommen, so ganz für das menschliche Herz geschaffen ist! Gott, der Ewige, der Allgewaltige, Uneingeschränkte, der Vater des Weltalls, des Schöpfer der Geister, auch unser Vater! Wenn der Frühling sein Prachtgewand über die Fluren breitet, wenn der Herbst das Füllhorn voll lieblicher Früchte ausgießt, dann finde ich, in der Freude die mich durchglüht, in dem Seegen der mir zu Theil wird, meinen Vater! Aber auch dann, wenn der Donner in der schwarzen Wolke rollt, wenn der Pfad sich hüllt, ist und bleibt er mein Vater, der die Wolke zertheilen und die dunklen Pfade erhellen

kann! Gott mein Vater im Himmel! Er den ich anbete, zu dem das Herz mit frommer Rührung sich erhebt, wohnt nicht in Tempeln die mit Händen gemacht sind, das ganze unermeßliche Weltall ist sein Tempel, in der flammenden Sonne, in den friedlich die vorgezeichnete Bahn laufenden Sternen, jenen unzählbaren Heeren von Welten, in der bescheidenen Blume des Grases, und in Thautropfen, der auf der Blume zittert, da finde ich ihn, seine Größe, seine unendliche Liebe! Geheiligt werde sein Name! Gepriesen, verherrlicht, verehrt werde der Ewiggütige, der Erhabene! Verherrlicht durch Weisheit und Tugend, durch Streben nach Vollkommenheit und Aehnlichkeit mit ihm! Welche schöne einfache und doch erhabene Gefühle erregt dieß Gebet, dieser Blick von der Schöpfung auf den Schöpfer! Wer stimmt nicht mit freudiger entzückter Seele ein in das Lied heiliger Begeisterung, das Kleist, der unsterbliche Sänger der Reize des Frühlings, dem Vater des Weltalls sang?

Durch dich ist alles was gut ist, unendlich
wunderbar Wesen,

Beherrscher und Vater der Welt! du bist so herrlich im Vogel,
Der hier im Dornstrauche hüpft, als in der Feste des Himmels,—
In einer kriechenden Raupe, wie in dem flammenden Cherub.
See sonder Ufer und Grund! Aus dir quillt alles; du selber
Hast keinen Zufluß in dich. Die Feuermeere der Sterne
Sind Wiederscheine von Pünktchen des Lichts in in welchen du leuchtest.--
Du drohst den Stürmen— sie schweigen; berührst die Berge— sie rauchen;
Das Heulen aufrührischer Meere, die zwischen wässernen Felsen
Den Sand des Grundes entblößen, ist deiner Herrlichkeit Loblied.
Der Donner mit Flammen beflügelt, verkündet mit brüllender Stimme
Die hohen Thaten von dir! Vor Ehrfurcht zittern die Haine,
Und wiederhallen dein Lob. In tausend harmonischen Tönen,
Von dem Verstande gehört, verbreiten Heere Gestirne

Die Größe deiner Gewalt und Huld, von Pole zu Pole.
Doch, wer berechnet die Menge von deinen Wundern? Wer schwingt sich
Durch deine Tiefen, o Schöpfer? Vertraut euch den Flügeln der Winde,
Ruht auf den Pfeilen des Blitzes, durchstreift den glänzenden Abgrund
Der Gottheit, ihr endlichen Geister, durch tausend Alter des Weltbau's
Ihr werdet dennoch zuletzt, kein Pünktchen näher dem Grunde,
Als bey dem Ausfluge seyn. Verstummt denn, bebende Saiten,
So preißt ihr würd'ger den Herrn! — —

II.

Nicht mehr so heiter und erfreulich wie zuvor, ist die Scene, welche wir auf dem zweyten Blättchen erblicken. Woher die Wolke düsterer Besorgniße auf der Stirne des Greises, der kurz zuvor ruhig lächelnd auf die Gefilde blickte, und mit freudigem Danke sein Auge zum

Himmel erhob? — Als würde er von Feinden verfolgt, eilt er den Berg heran, den kleinen Enkel nach sich ziehend, und wehmüthig bittend erhebt sich sein trüber Blick zum Himmel.

Der Künstler rückt jetzt stufenweise seinem Ziele näher. Der schöne heitere Morgen — der ruhige glückliche Zustand Unterwaldens ist vorüber, die Gefahr schwebt drohend, wie eine schwarze Gewitterwolke, über den Häuptern der sonst so zufriednen genügsamen Aelpler. Der Geist der Neuerungen, der Staatsumwälzungen hat sich auch Helvetiens bemächtigt; schon sind auch Unterwaldens hohe Wald- und Eisgebürge nicht mehr stark genug, um diesem Geiste der Revolution eine unübersteigliche Mauer entgegen zu setzen. Die friedlichen Thäler werden nun zum Schauplatze mannigfaltiger Neuerungen und Unordnungen, — das Gefolge der Revolutionen — eingeweiht. Das Gerücht von diesen unerwarteten Ereignißen dringt nun auch zu den Hirten empor, die beynahe ganz abgeschieden von den Bewohnern der Thäler auf den hohen Alpen wohnen, und über der Sorgfalt für ihren einzigen Reichthum, für ihre Heerden, in patriarchalischer Einfalt die übrigen Weltthändel vergeßen.

Die traurige Nachricht ist auch bis zu der einsamen Hütte unsers Greises gedrungen, ungläubig schüttelt er sein weisses Haupt, — sollte ein Schweizer, sollten vollends die Unterwaldner diese seit Jahrhunderten freien Männer eine Veränderung der Verfaßung ihres Vaterlandes auch nur leise wünschen können? — Unmöglich, so denkt der Greis, — aber das Gerücht verliert sich nicht, es wird auch nicht nur nicht widerlegt, wie es sonst so oft mit Gerüchten, wenn sie blos Ausgeburten der langen Weile, des Mißverständnißes oder auch der Schmähsucht und der Verläumdung sind, zu geschehen pflegt; die beunruhigenden Sagen werden im Gegentheile immer lauter und häufiger. Der Greis vermag es nicht länger, in einer so peinlichen Ungewißheit zu schweben, er faßt schnell den Entschluß, sich mit eignen Augen an Ort und Stelle zu überzeugen. Er ergreift seinen Stab, und eilt, seinen Enkel an der Hand von seiner friedlichen Alpe ins Thal hinab. —

Welch ein Anblick! das tausendzüngige Gerücht hatte ihm keine Unwahrheiten berichtet, er sieht und hört nur zu deutlich, daß seine Besorgniße nicht grundlos waren. Die Gemü-

ther sind voll von brausender Gährung, der Partheygeist, diese Quelle der Unordnung und der Zerstöhrung, ist in seiner ganzen Stärke erwacht, es herrscht ein Drängen und Treiben unter den sonst so ruhigen Thalbewohnern, es zeigt sich eine so heftige gegenseitige Erbitterung unter dem sonst so friedlichen verbrüderten Hirtenvölkchen, daß unser Greis, der in Eintracht und Frieden grau geworden war, und deßen ruhigere Ueberlegung und gereiftere Erfahrung die nahe Gefahr seines Vaterlandes und seiner Mitbürger nur zu deutlich voraussieht, von der tiefsten Wehmuth durchdrungen wird. Ach! sein Gefühl ist um so schmerzlicher und herzangreifender, je heisser und inniger er von Liebe zu seinem Vaterlande und deßen Verfaßung beseelt ist; die Aussicht auf die nahen Stürme und Erschütterungen ist um so drückender und beunruhigender für ihn, je sehnlicher er gewünscht und gehofft hatte, am nahen Abende seiner Tage in Frieden zu seinen Vätern versammelt zu werden.

Der Greis wird nur zu deutlich von der Wahrheit der Gerüchte, die ihn schon in seiner Alpenhütte so besorgt gemacht hatten, überzeugt,

zeugt, denn er trifft zufällig auf einen Volkshaufen, der mit eilfertiger Geschäftigkeit an der Errichtung eines Freyheitsbaumes, dieses Symboles der neuen Freyheit, beschäftigt ist. — „Ein „kahler gewaltsam seiner Stätte entrißener Baum „ohne Wurzel und Zweige — das Zeichen der „Freyheit! — Ja ihr habt ohne es zu wissen „und zu wollen, das richtigste Sinnbild eurer „Freyheit getroffen! Die starken Wurzeln, die „dem Baume Haltbarkeit, Nahrung und Dauer gewähren, die belaubten Zweige, das Schattendach „der weidenden Heerde, die Erquickung des ermüdeten Wanderers, die sichere Wohnung harmloser „Vögel, haut ihr ab, tretet ihr muthwillig unter die Füße, und der nackte forthin nutzlose „Stamm ist euer Spielwerk, das ihr im kindischen Triumphe als Ehrendenkmal aufstellt. Da „steht es das eitle Denkmal, bald verwittert „und verunstaltet durch Regen und Sonne, leicht „umgerissen von jeglichem Windstoße! — So „spielt ihr mit den ehrwürdigen Verfaßungen „des Vaterlandes, so zertrümmert ihr ihre Grundpfeiler, hemmt ihre wohlthätigen Einflüsse auf „Sicherheit und Wohlfahrt, und haut gewaltsam „die fruchttragenden Zweige ab, statt die üppigen Schößlinge behutsam abzuschneiden; und

„das armseelige Machwerk, ohne Grund und „Haltbarkeit, nennt ihr im stolzen kindischen Dün„kel,— Freyheit, verbrämt es mit neumodischen „schön klingenden Redensarten, wie ihr das Bild „eurer gepriesenen Freyheit mit bunten Lappen „und Flitterbändern schmückt! Armes Vater„land!"

So dachte der Greis bey der auffallenden Szene. Er versank in trübe düstere Wehmuth. Tief erschüttert von der Ahndung des nahen Unglückes seines Vaterlandes, klimmt er, von seinem Enkel begleitet, den Rückweg zu seiner Alpe wieder hinan.

Diesen Moment wählte der Künstler zu seiner Darstellung auf dem zweiten Blatte. Düsterer Ernst liegt auf der Miene des Greises. Das trübe umwölkte Auge ist der Spiegel der Seele, die mit Kummer und Angst über des Vaterlandes so augenscheinlich gefahrvolle Lage ringt. Doch, des Christen Trost, in des Lebens trübster Nacht, ist sein Gottesglaube, er ist es, der den gebeugten Greis aufrichtet. Zum Vater der Eintracht und des Friedens hebt sich des

2. Zu uns komme Dein Reich.

grauen Aelplers kummervoller Blick, und mit bebender Lippe fleht er aus beklommener Brust:

Zu uns komme dein Reich!

Irrthum und Unwissenheit, ungezügelte regellose Herrschaft der Sinnlichkeit, dieß sind die einzigen wahren Quellen des Elendes auf Erden, die einzigen Hindernisse aller Zufriedenheit, so wie hingegen Weisheit und Tugend, wahre Aufklärung und Sittlichkeit die nie versiegenden Quellen der Ruhe, des Friedens, der Zufriedenheit und des Wohlstandes im allgemeinen und besondern sind. Jene Quellen des Elendes zu verstopfen, und diese zu eröffnen, war der erhabene Zweck des großen Weisen von Nazareth; und wo Wahrheit und Tugend herrschen, wo sie in edler schwesterlicher Verbindung, die Blumen der Eintracht, der Duldung, der Liebe, der Zufriedenheit und Freude an den Lebensweg pflanzen, wo durch sie die Summe des Schönen und Guten gemehret wird, da ist — Gottes Reich! Wann konnte, wann mußte sich wohl die Sehnsucht nach dieser Herrschaft wahrer Aufklärung inniger lebhafter regen, als eben zu der Zeit, wo durch Unwissenheit und Wahn, durch die wil-

den rohen Ausbrüche der Sinnlichkeit und Leidenschaft, des Elendes so viel veranlaßt wurde, — in den Zeiten gewaltsamer Revolutionen und verheerender Kriege, die besonders auch auf der Neige des achtzehnten Jahrhunderts sich durch dampfende Ruinen, und Ströme unschuldig gefloßenen Blutes so schröckliche Denkmale zur warnenden Belehrung der Nachwelt errichtet haben? — Wer wird daher nicht mit herzlicher Sehnsucht in den Wunsch einstimmen, den unser Künstler in den Mund des Greises legte: daß an dem wohlthätigen Strahle wahrer Aufklärung wahre Tugend, herzliche Liebe gedeihe, wie die heiterstrahlende Sonne liebliche Blüthen und erquickende Früchte hervorruft? —

III.

Revolutionen, Staatsumwälzungen, wenn sie nicht allmählig vorbereitet, und mit kluger Mäßigung geleitet werden, sind, nach allen Belegen der ältesten und neuesten Geschichte, der freieste Tummelplatz der aufgereizten Leidenschaften, und der empörendsten Ge-

waltschritte. Mit dem Partheigeiste, der ohnedieß die Gemüther erhitzt, vereint sich nur zu sehr das Privatinteresse, und unter dem Scheine des Eifers für das Allgemeine, treiben der Eigennutz, die Rachsucht, und andere schändliche Leidenschaften ihr empörendes Spiel. Wie viele traurige Belege dieser Wahrheit, stellt nicht Frankreichs Revolution auf! Das Blut von Tausenden, die unter der Guillotine oder andern Mißhandlungen starben, die rauchenden Trümmer zerstöhrter Hütten und Schlösser,— sind sie blos Denkmale der allgemeinen Greuel gewaltsamer Staatsumwälzungen? verkünden nicht viele, ja wohl ein sehr großer Theil derselben, die Wuth schändlicher Privatrache, unersättlicher Habsucht,— und anderer eben so niedriger Triebfedern?

Auch das sonst so friedliche Hirtenland Helvetiens — Unterwalden blieb von solchen empörenden Greueln nicht befreyt. Nicht nur der blutdürstende Fanatismus, nicht nur der ungezügelte blinde Eifer für das Alte oder für das Neue fachten das Feuer der Zwietracht, unter den ungebildeten und eben darum auch leidenschaftlichern und heftigern Unterwaldnern an,

und setzten nicht nur die Gemüther, sondern auch Häuser und Hütten in Flammen. Gewaltthaten mannigfaltiger Art wurden in den sonst ruhigen Gefilden verübt, und auch hier wüthete nicht blos der blinde Eifer für das Herkommen, nicht blos der Partheigeist in Rücksicht auf die Neuerungen, sondern auch die Privatrache, und andere schändliche Leidenschaften.

Auf eine solche erschütternde Scene macht uns der Künstler auf dem dritten Blatte aufmerksam. Ein trauriges Bild der Zerstöhrung, des Blutvergießens erwartet uns, und doch ist, was wir hier erblicken, nur eine ganz kleine, aus dem ganzen großen Schreckensgemälde, das Unterwalden zur damaligen Zeit darbot, ausgehobene Partie. Jedoch, so klein auch die Scene ist, so herzzerschneidend, so fürchterlich drängt sich doch in derselben alles zusammen, was Abscheu gegen die Gewaltschritte der aufgeregten Leidenschaft, tiefes inniges Mitleidsgefühl für die schwache, wehrlose und dennoch mißhandelte Unschuld erregen und unterhalten kann.

Das verheerungdrohende Gewitter, das der Greis mit beklommenem Herzen über seinen

sonst friedlichen Thälern schweben sah, ist würklich losgebrochen. Auch seine eigene Hütte blieb nicht unverschont, der schmale Felsenpfad, der zu der Alpe hinanführt, hält die blinden Wütheriche nicht ab, des Greises Lebensabend schröcklich zu trüben. Ein boshafter Verräther, der vielleicht lange schon auf Gelegenheit zur Rache sann, zeigt den Stürmern, — gleichviel von welcher Parthei, — den Pfad zur friedlichen Hütte, er selbst schwingt die sprühende Fackel, und die einsame Heimath stiller Zufriedenheit und froher Genügsamkeit, sie, vielleicht der grösste Reichthum, vielleicht das Einzige einer biedern, der edlen Sitteneinfalt ihrer Väter treuen Familie lodert durch Verrätherhände in Flammen auf. Doch noch ist es nicht vollendet das gräßliche Gemälde. Laßt uns auf die sonst so glücklichen Bewohner der Hütte blicken. Wer ist der Erschlagene, dort unter dem Eingang der Hütte zu den Füßen des Wütherichs? Es ist der Sohn des Greises, der Vater des hülflosen Kleinen. Er fiel unter den Streichen der Zerstöhrer, als er zur Nothwehre gezwungen, die Hütte seiner Väter, und noch mehr als sie, das Leben seines wehrlosen Vaters, seines hülflosen Kindes, gegen die tobende Rotte zu vertheidi-

gen sich bemühte. Er fiel und mit ihm zerbrach die Stütze eines abgelebten Greises, mit ihm fiel der Ernährer, der Erzieher eines Knaben, der schon am frühen Morgen des Lebens zum Dulden eingeweiht wird. Welch eine erschütternde Scene, die, so einfach sie auch ist, zu einer langen Reihe von ernsten Betrachtungen über die Schröcklichkeit gewaltsamer Revolutionen, über das Elend, das die wüthende, auf die Stimme der Vernunft und des Gewissens nicht mehr hörende Leidenschaft anrichtet, den reichhaltigsten Stoff darbietet! —

Wie sehr wird aber auch das Herz zur Wehmuth zum innigen Mitleidsgefühle hingerissen, wenn wir auf unsern Greis blicken. Da liegt er hülflos und schwach auf der Erde, die das Blut seines Sohnes trinkt. Blinder Eifer, tobende Leidenschaft, kennen nichts Ehrwürdiges mehr, das Heiligste selbst ist ihnen nur Spiel! Das ehrwürdige Silberhaar des Greises, seine zitternd emporgehobene Hand flößen den Wütherichen kein Erbarmen ein. Verwundet, blutend von ihren Streichen liegt er vor den brennenden Trümmern seiner Hütte, bey der Leiche des erschlagenen Sohnes, er der verlassene, der seiner Stütze

Ytert pinx. P. F. Laminit sculps. Aug. Vind.

3. Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beraubte Greis hält den vaterlosen Enkel im Arme, und scheint seine letzte Kraft darauf wenden zu wollen, dieses unglückliche Schlachtopfer den Tigerklauen der Wütheriche zu entreissen.— Welch ein Uebermaaß von Leiden, das hier in einem Bilde, in dem Bilde des Greises sich zusammen drängt, und dem fühlenden Beobachter eine Thräne des Mitleids entlockt! Welch ein Kontrast in der Miene, in der Stellung des tobenden Zerstöhrers,— dessen Hochverrath an der Menschheit das Unglück unsrer Hütterbewohner veranlaßte,— und in dem Blicke des gemißhandelten Greises? Wie viel rührender und anziehender wird eben durch diese Zusammenstellung der letztere! Gewiß dieß Auge voll ruhiger Ergebung in die harte schwere Drangsal, es spricht so ganz die Worte aus, die der Künstler, seinem Plane getreu, unter das Blatt setzte:

Dein Wille geschehe wie im Himmel
also auch auf Erden.

Religion ist die Stütze des verlaßenen Greises, sie die wohlthätige Freundin der Menschheit, ohne welche unsre Freuden mangelhaft, stürmisch und flüchtig, unsre Leiden trostlos und un-

fere Hoffnungen schwankend seyn würden, hält seinen Geist noch aufrecht unter dem Drucke der Leiden. Sein Gottesglaube, sein Vertrauen auf einen weisen und gütigen Lenker der Schicksale, giebt ihm Muth und Kraft zu tragen. Ueberzeugt, daß dieser ewige Weltenlenker sein Vater sey, der die dunkelste Nacht aufhellen, das verworrenste Gewebe der Schicksale auflösen, und auch auf rauhen dornenvollen Pfaden zum Ziele der Ruhe leiten könne; überzeugt, daß der, welcher durch Stürme und Ungewitter Seegen und Fruchtbarkeit herbeiführt, auch aus den Stürmen und Drangsalen der Zeit Seegen und Gewinn für das Ganze herbeyführen könne, — unterwirft er sich dem Willen des Ewigen, hofft nach der düstern schwarzen Gegenwart eine heitere Morgenröthe der Zukunft, und betet, wie der ihn beten lehrte, dem selbst der Wille des Vaters das heiligste und ehrwürdigste war, der selbst den bittern Kelch mit kindlicher Ergebung trank, und standhaft duldete, weil es des Vaters Wille war! —

Sollten wir uns statt dieses schönen herzerhebenden stärkenden Glaubens an Gottes Weltlenkung, der so viel Muth, so viel Ergebung,

Gelassenheit und Ruhe fördert, den Glauben an ein blindes unerbittliches Verhängniß aufdringen lassen?

IV.

Wer fühlt sich nicht hingerißen zum innigsten Mitleiden, wenn er, an der Hand des gefühlvollen Künstlers, den unglücklichen Greis und den vaterlosen Kleinen weiter begleitet. — In einem schröcklichen Gemälde zieht gleichsam das Unglücksgefolge des Krieges und der Zwietracht vor dem Auge vorüber. Ruinen dampfen, wo sonst friedliche Hütten standen; Leichname decken den Boden, wo kurz vorher der zufriedene Hirte seine Heerde weidete; Töne des Jammers und der Klage erschallen, wo sonst das Lied der Freude ertönte; bittere Armuth, Hunger und Blöße treten an die Stelle der Genügsamkeit, der Wohlhabenheit und Fülle! — Hätte der Künstler dieß alles wahrer, lebendiger, rührender darstellen können, als es würklich geschah? Ein Greis

und ein Kind — diese Hülflosen selbst unter den besten Glücksumständen,— sind sie nicht am vorzüglichsten dazu geeignet, die Gefühle der herzlichsten Theilnahme zu wecken, zu unterhalten? Ein Greis, dem am späten Lebensabende noch die letzte Stütze brach, der einen dankbaren treuen Sohn verlohr, dem gleichsam die letzte Wohlthat, der Trost, aus der Hütte seiner Väter zu seinen vorangegangenen Vätern überzugehen, durch die Zerstöhrung seiner Hütte entrissen wurde, ein Greis, dessen zitternde Rechte kaum mehr den Stab zu halten vermag, mit dem er am Rande des Grabes einherschleicht, ein Greis, der bey Fleiß und Gottes Seegen genügsam und still seine Tage durchlebte, der dem Hungrigen sein Brod brach, ist jetzt selbst ein Bettler! — Er muß betteln, er muß das Mitleid anderer anflehen, denn in seinem Blute rollt nicht mehr die feurige Lebenskraft der männlichen Jahre, seine Glieder sind nicht mehr gelenkig und fest, daß er arbeiten, daß er seinen Unterhalt sich selbst erwerben könnte! Er muß betteln, er muß sich der Barmherzigkeit anderer überlaßen; ach welch eine bittere schmerzhafte Empfindung für ihn! — Wie sehr erinnert der Künstler, durch dieß einzige Bild, an die Tausende, denen dieß harte

Loos durch die schrecklichen Folgen der Zwietracht zufiel, die, als unschuldige Schlachtopfer, die Verblendung ihrer Zeitgenossen, oder auch die tollkühne Wuth einzelner Bösewichter büßen mußten? —

Auf den Bettelstab gestützt, wankt der Greis unter den Ruinen umher, ihn begleitet, hülflos und schwach wie er selbst, sein Enkel! Armer Knabe, du mußt früh schon die Dornen des Leidens fühlen! Für dich ist der Morgen des Lebens gewiß nicht der reizendste Theil desselben! Ein hülfloser Greis ist deine einzige Stütze, und wenn er dich verläßt, wenn seine morsche Hütte unter den heftigen Stürmen des Schicksals ganz zusammenstürzt, wer wird dich nähren und schützen, wer dich lehren und bilden, in dem Lande voll Gährung und Zwietracht? Welche Gefahren warten deiner noch! Ach, der Sturm des Leidens zerknickte schon so manche Blüthe der Tugend ehe sie noch sich entfaltete. Leiden, Stürme, Gefahren sind nicht für jeden eine Schule der Tugend, unzählige wurden durch Elend und Noth zu Bösewichtern und Verbrechern! Diese und ähnliche Empfindungen erregt gewiß der Anblick des hülflosen Kindes, und wie sehr erinnert

er an die Tage des Jammers, wo Hunderte von Kindern der kleinern Kantone Helvetiens aus der väterlichen Heimath entfernt und von der Barmherzigkeit der Bewohner größerer Städte — Zürich, Bern, Freyburg ꝛc. — aufgenommen und verpflegt werden mußten, weil die verheerten Gefilde der Heimath den unglücklichen Kleinen kein Brod mehr gewähren konnten, und so manche in den blutigen Tagen des Aufstandes die ernährenden Väter verlohren hatten! —

Was ist der Trost der beiden Verlaßenen, wer hält den wankenden Greis, der unter den Trümmern seines ehemaligen Wohlstandes, wie die Wehmuth unter den Gräbern einherwandelt, noch aufrichtet von wem hofft er Unterhalt und Hülfe? — Er fleht:

Unser täglich Brod gieb uns heute!

Nur wer sich ganz in die Jammerlage des Greises, und seiner Unglücksgefährten denken kann, wer es vielleicht selbst schon fühlte, wie dem zu Muthe sey, der, entblößt von allen Mitteln, seine dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, der Zukunft entgegen sehen muß, nur der

4. Gieb uns heute unser täglich Brod!

kann auch den rührenden Sinn dieser Worte, und ihre große über den Druck der Gegenwart erhebende, stärkende und zur ruhigen Ergebung führende Kraft faßen! Der Verlaßene, der Hungernde hebt den wehmuthvollen Blick zum Himmel, sein Geist schwingt sich zu dem, der das Leben gab, der die Lilien des Feldes herrlich kleidet, der selbst den kleinsten Wurm im Grase nicht verschmachten läßt, der alles, was lebt, mit Wohlgefallen sättigt; und der Gedanke an den Vater der Liebe giebt dem Schwachen Hoffnung und Kraft. — Wahrlich, Religion ist des Menschen höchster Gewinn in den Stürmen der Erde, sie erheitert die dunkle Gegenwart mit dem Mondstrahle der Hoffnung, sie beut dem Sterblichen den sichern Faden durch die Irrgänge des Lebens, und der Glaube an die Vorsehung ist der feste, jedem Sturme trotzbietende Anker, der den Dulder nicht versinken läßt. Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Ueberall schallt dem Gottesverehrer dieser herzerhebende Zuruf des Ewigen! — Wenn der Donner Zerschmettrung dräuend in schwarzen Wolken rollt, wenn Stürme der Zeit und des Schicksals den Muth erschüttern, unter Todtengebeinen und Felsenklippen, überall tönt die Stimme des Vaters: Fürchte dich nicht, ich

bin mit dir — ich will dich nicht verlaßen noch versäumen!

V.

Ein neuer erschütternder Anblick erwartet uns hier. Der Ideengang des Künstlers leitet uns stufenweise zur Anschauung der gräßlichen Folgen der Zwietracht, und vorzüglich gewaltsamer Staatsumwälzungen fort. Wir sahen vorhin die stille friedliche Alphütte eines Unschuldigen von den Flammen verzehrt werden, wir sahen einen unglücklichen Greis, unter den rauchenden Trümmern des vernichteten Wohlstandes eines sonst zufriedenen Hirtenvolkes, auf den Bettlerstab gestützt umher wanken, um mühsam sich die wenigen Bissen Brodes, die er, so nahe dem Grabe, noch bedarf, von der Barmherzigkeit anderer, die der Sturm mit nicht so starker Heftigkeit getroffen hatte, zu erflehen; alles dieß sind wahre, doch lange nicht gräßlich genug geschilderte Darstellungen der gräßlichen Folgen jenes verzehrenden Eifers, jener fürchterlichen Verblendung, und gegenseitigen Erbitterung, wo-

durch Unterwaldens Wohlstand und die Zufriedenheit seiner Bewohner auf so lange Zeit zerstöhrt wurde.

Doch die Kunst, wenn sie anders den Namen schöne Kunst nicht aufgeben will, soll und darf das Gräßliche nie ganz in seiner wahren Gestalt dem Auge vorhalten, sondern, wie wir oben schon erinnerten, ihm irgend eine mildere Seite abgewinnen, welche die zu heftige Erschütterung mehr in Rührung verwandelt, und statt Abscheu Mitleid erregt, auch selbst zu höhern schönern Betrachtungen hinreißt. Wie so oft vergißt sich hier der Künstler, der sein höchstes Verdienst blos in der Wahrheit der Darstellung allein sucht, und z. B. so recht con amore an einer Enthauptung Johannis (überhaupt kein Gegenstand für die schöne Kunst,) die letzten krampfhaften Züge des Kopfes, den bluttriefenden Rumpf ausmahlt, oder der Bataillenmahler, der den Boden mit Blut und Menschentrümmern überdeckt, und was dergleichen wenn auch noch so wahr und richtig gezeichnete und ausgeführte Werke des irregeleiteten Gefühls für schöne Kunst sind. —

Unser Künstler, dem es zur Ausmahlung der Schreckensscenen in Unterwalden weder an Stoff, noch an Kraft der Darstellung gefehlt haben würde, ließ sich vom ächten Künstlergenius leiten, er gewann auch auf dem fünften Blatte seinem Stoffe eine mildere Seite ab, und indem er zwar durch den Anblick von Schutt und Trümmern mächtig erschüttert, so weiß er doch durch das Bild des Greises sanft zu rühren, und so durch das Zusammenschmelzen der beyden Empfindungen ein wahres Werk der schönen Kunst aufzustellen.

Der Zweck des Künstlers auf dem vorliegenden Blatte ist wohl der, den Beobachter daran zu erinnern, daß jener zwar kurze, aber doch sehr verheerende Krieg gegen ein schwaches Hirtenvolk, mit wahrer Vandalenwuth, mit der ganzen Vertilgungsgier jener finstern Jahrhunderte, die durch barbarische Rohheit und Unmenschlichkeit sich auszeichneten, geführt wurde; wie so leicht wäre es ihm gewesen, hier die auffallendsten empörendsten Scenen der blindwüthenden Leidenschaft, des selbst das Heiligste schändenden Eifers auszuheben und darzustellen, — aber er begnügt sich mit einem einfachern, edlern

Bilde, er führt uns in die Ruinen der Kapelle von Stanzstadt.

Tempel, Altäre, diese der Gottheit geheiligten Orte, wo der Ungebildete eine besondere Nähe, einen Aufenthaltsort der Gottheit wähnt, wo der Gebildete gern verweilt, um sich, entfernt vom Geräusche der Welt und den Zerstreuungen und Sorgen des Lebens, mit dem Heiligsten und Ehrwürdigsten, das denkende Geister fassen können, in frommen Betrachtungen zu unterhalten, oder gemeinschaftlich mit seinen Brüdern den Vater der Wesen zu verehren, — waren und sind bey allen rohen und gebildeten Völkern heilige Orte. Auf welch einen hohen Grad mußte also die allgemeine Erbitterung gestiegen seyn, wie schröcklich mußte Zwietracht gewüthet haben, da selbst das Heiligste, (man denke sich dazu noch die religiöse Stimmung des Unterwaldners) nicht verschont blieb, sondern ein schreckliches Opfer der allgemeinen Zerstöhrung wurde. Wahrlich diese Ruinen, dieses im Schutte liegende Heiligthum, es sagt mehr, es spricht erschütternder ans Herz, als eine lange Reue von Greuelscenen, von welchen sich das Auge mit Abscheu und Grausen wegwenden würde.

Doch noch ist der Plan des Künstlers nicht ganz dargelegt, wir blicken auch noch auf den Greis und seinen Enkel, die wir hier voll heisser Andacht auf den Knieen liegend erblicken.

Ach! die heilige Stätte, wo der Greis seit langen Reihen von Jahren sich einsam und in Gesellschaft mit Gott beschäftigt, wo er so oft sich Stärkung und Kraft zum Guten, und Trost und Hoffnung in den trüben Stunden des Leidens gesammelt hatte, sie ist nun entheiligt und zerstöhrt, zerstöhrt durch Wahn und Leidenschaft!

Voll tiefer banger Empfindung sinkt er auf seine Knie, und verliert sich in ernste Betrachtungen über den Wechsel der Dinge, woran die zerstöhrten Altäre ihn so laut und schröcklich erinnern! Er sinnt nach über die Quellen des Uebels, und findet, daß doch wohl auch von Seiten seiner Landsleute mancher Schritt, der das Unglück so ganz herbeyführte, geschehen sey, oder, mag er überhaupt noch in dem Wahne des Ungebildeten, der die Lehren des Christenthums wohl bekennt, aber nicht kennt, stehen, daß jedes große Unglück von der Gottheit verhängte Strafe sey, er betet:

5. Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unseren Schuldnern!

Vergieb uns unsre Schuld,

Der Gedanke an Gott hebt die Seele des Greises zum Muthe zur Ergebung. Er sieht ein, daß für ihn, der schon an der äußersten Grenze des Lebens steht, keine frohere Zukunft zu hoffen sey. Gelaßen ergiebt er sich in sein Schicksal, nimmt sein Leid als Gottes Willen an, und ist fest entschloßen die Bürde zu tragen, bis er, der sie ihm auflegte, sie wieder abnimmt. Freier, ruhiger erhebt sich sein Auge in die Gefilde des schönern Lebens, wo Friede nach dem Streite und Ruhe nach den Mühen der Erde weilt. Seine Seele denkt den großen Gedanken des Ueberganges in eine beßere Welt, und lebhaft von ihm durchdrungen denkt er nicht mehr der Leiden des Lebens, nicht mehr der Mißhandlungen, die ihm den Lebensabend so schröcklich trübten; er söhnt sich aus mit der Erde, er hegt keinen Groll gegen seine Beleidiger; er fühlt sich stark genug, ihnen herzlich das erlittene Unrecht zu verzeihen, denn indem er fleht: vergieb uns unsere Schulden, betet er zugleich:

Wie wir vergeben unsern Schuldigern.

Sanftmuth, Versöhnlichkeit sind die Krone des Weisen und der schönste Schmuck des Christen; der nach dem höchsten Vorbilde der Versöhnlichkeit sich nennt. Wo der Unversöhnliche im wilden Zorne entbrennt, und von Rachsucht glühend alle Menschenwürde verläugnet, da wandelt der Sanftmüthige, der Versöhnliche, wie ein Engel des Friedens, im sanften Schimmer der Verklärung einher. Er kann nicht Böses mit Bösem vergelten, denn er hält mit starken Händen den Zügel der Leidenschaft fest, und sein wohlwollendes liebendes Herz sieht in dem Beleidiger, in dem Feinde, nicht sowohl den boshaften, als den verblendeten, den irrenden Menschen. Statt sich zu rächen, und die Summe des Bösen zu mehren, ist er bereit, dem, der ihn kränkte, die Hand zur Versöhnung zu bieten, und so dem Unrechtthun ein Ende zu machen.

VI.

Tausende kennen und fühlen die Schönheit der Sanftmuth und Versöhnlichkeit, aber — sie auszuüben sind sie zu schwach. Schnell lodert die Leidenschaft empor, die glühenden Aufwallungen des Zornes ersticken das bessere Gefühl, und die Rachsucht treibt ihr verderbendes Spiel, — und wo dieses Ungeheuer freigelaßen ist, da eröffnet sich ein Schauplatz der empörendsten Auftritte. Wer wüßte sich nicht selbst hiezu Beispiele im Allgemeinen und in einzelnen Fällen des Lebens zu nennen? wer kennt nicht Völker und Familien, die diesem scheußlichen Götzen zum Opfer fielen? — Nur Sanftmuth, nur Bereitwilligkeit zur Aussöhnung stiften und erhalten Frieden und Ruhe. Darauf scheint unser Künstler seine Zeitgenossen auf dem sechsten Blatte aufmerksam machen zu wollen. Es stellt uns den Greis, der im Vorgefühle einer beßern Welt, im Andenken an Gott, den huldvollen, verzeihenden Vater, sich zur Uebung der Tugend der Versöhnlichkeit entschloßen und gestärkt hatte, in einer Lage dar, wo es ihm leicht gewesen wäre, sich an seinem Fein-

de zu rächen. Schwer ist der Kampf, doch er siegt!

Unsere Leser erinnern sich des grausamen Menschen, der nach der Vorstellung des dritten Blattes die Hütte unsers Aelplers voll Grimm und Schadenfreude mit seiner Mordfackel in Brand gesteckt und den wehrlosen Greis mißhandelt hatte. Hier erblicken wir den Bösewicht wieder, aber in einer ganz veränderten Gestalt. Auch ihn traf der eiserne Arm des Unglücks, er fiel nun selbst in eine Grube, deren sein blinder Eifer, oder seine Rachsucht andern so viele bereitet hatte. Er schleicht nun auch am Bettelstabe umher, und ist noch überdieß — ein Krüppel, denn ihm wurde (vielleicht durch den Einsturz eines Gebäudes, das seine Mordfackel den Flammen preisgegeben hatte) ein Bein zerschmettert. In diesem traurigen Zustande schleppt er sich mühsam im Lande umher, um sein Brod vor fremden Thüren zu suchen. In einer abgelegenen waldichten Gegend begegnet er unserm Greise. Beyde sind von dem unerwarteten Anblicke heftig, aber verschiedenartig erschüttert. Der Greis sieht den Urheber seiner Leiden plötzlich wieder vor sich, mit ihm drängt sich gewaltsam

sam das Andenkun aller der Drangsale, die er seit jener fürchterlichen Scene vor seiner Hütte erleben mußte, hervor. Die Ueberraschung des Anblicks, die Bitterkeit der Erinnerungen, die Ebbe und Flut in seinen Empfindungen überwältigen ihn, er vermag sich nicht mehr zu halten, kraftlos lehnt er sich an eine Eiche. Der andere ist von dem Anblicke des Greises nicht minder betroffen; in ihm erwacht die mahnende Stimme des Gewissens, nach der Gewohnheit andere mit seinem eigenen Maaße zu messen, und von seiner eignen Denkungsart auf die Gesinnungen anderer zu schließen, fürchtet er die Rache des Greises, und indem er seiner Wehrlosigkeit sich erinnert, flüchtet er sich, so eilig sein verkrüppelter Zustand es erlaubt, in das Gebüsche. Gewiß werden schon diese Züge den Künstler als einen tiefen Kenner des menschlichen Herzens karakterisieren, doch noch mehr erscheint er als solcher, wenn wir auf den Knaben an der Seite des Greises blicken.

Warum zeigt sich der Knabe, der auf allen Blättern sich so ruhig, so leidend verhält, hier auf diesem Blatte mit einemmale so lebendig, so selbstthätig, während der Greis ermattet am

Eichstamme lehnt? Er muntert den Grosvater auf, die Gelegenheit, dem, der ihm schadete, wieder zu schaden, zu benutzen, oder mit einem Worte, er fodert den Greis zur Rache auf; er scheint selbst Lust zu haben, sein Müthchen an dem wehrlosen Feinde zu kühlen. Dieser Zug ist so ganz aus der Menschennatur aufgegriffen und hier so richtig angebracht, daß er allein Herrn Ufteri als wahren Künstler beglaubigen würde. Wo ist das natürliche Gefühl lebhafter, aber, wo regt sich auch die Leidenschaft stärker, als in der Jugend? Der Knabe sieht in dem Krüppel den, der ihm weh gethan hat, es vergegenwärtigt sich seiner lebhaften Einbildungskraft all das Unangenehme, das er und sein Großvater erfahren mußte, seit der Mann ihnen die Hütte über dem Kopfe anzündete, und wohl vielleicht gar den Vater erschlug. Ist nicht Vergeltungsrecht bei allen ungebildeten Völkern einheimisch? Der Knabe, — wie hätte er anders denken können? — der Knabe von seiner lebhaften Empfindung geleitet, wünscht Rache, und muntert selbst den Großvater dazu auf. Auch dieser kämpft mit sich selbst, — der Mann hat ihm so weh gethan, er könnte ihm jetzt so leicht wieder weh thun, und es wäre doch nicht so viel,

6. Führe uns nicht in Versuchung!

als er durch ihn leiden mußte, die Gelegenheit wäre so günstig! — Doch der Gedanke: vergieb uns unsre Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben, ist noch zu tief, zu lebhaft in seiner Seele, seine Achtung für Gott und Pflicht ist zu groß, als daß er den Aufwallungen der Leidenschaft sich preißgeben, und von Zorn und Rachsucht sich hinreißen lassen sollte. Der Gedanke an Gott und Pflicht erwacht mit neuer siegender Gewalt in seiner Seele, und um im Pflichtgefühle sich zu stärken, und sich zum schönen Siege zu ermannen, betet er:

Führe uns nicht in Versuchung.

So besteht er durch den Gedanken an Gott und Pflicht die schwere Prüfung, die Stimme der Leidenschaft muß verstummen, er hält den rachedürstenden Knaben zurück, und stillt in seiner eignen Brust die aufwallenden Gefühle der Rachsucht.

Der Künstler scheint außer dieser allgemeinern Beziehung in den Darstellungen des fünften und sechsten Blattes für seine Landsleute besonders eine große Lehre eingeprägt zu haben. So

mancher, der unter den allgemeinen Leiden, welche die Revolution veranlaßte, auch noch die Würkungen des Privathaßes erfahren mußte, hegt vielleicht jetzt noch einen verborgenen Groll, und könnte wohl den Wunsch, sich an seinen Beleidiger zu rächen, nähren. Aber der Blick auf die trüben Tage der Vergangenheit, das Andenken an die fürchterlichen Würkungen der aufgereizten Leidenschaft, der Gedanke an Gott und Pflicht, soll ihn zur Versöhnlichkeit, zur Friedfertigkeit ermuntern. Nur durch der Eintracht sanfte Pflege heilen die Wunden, welche die Zwietracht schlug; nur durch Duldung und Liebe, durch brüderliche Verträglichkeit kann der gesunkene Wohlstand sich wieder erheben, nur im Schooße des Friedens blüht die Blume des Völkerglücks.

Erfüllung diesem edeln Wunsche des Künstlers, Friede, in jedem Sinne des Wortes, sey nach so vielen schweren Stürmen, über sein Vaterland!

VII.

Eine nicht minder als alle vorigen rührende, schön erfundene und eben so ausgeführte Scene beschließt die Reihe der Darstellungen, welche Hr. Usteri unter der Aufschrift: das Vaterunser eines Unterwaldners dem Publikum vorlegte. Noch seufzt Unterwalden unter dem Druck der Revolution, noch ist es der Schauplatz von Gewaltthaten und Bedrückungen mancher Art. Unser Greis ist noch Zeuge von diesem bejammernswürdigen Schicksale seines Vaterlandes. Die terroristischen Maasregeln, welche in jenen Zeiten so beliebt und häufig waren, drücken auch das unglückliche Unterwalden. Mit blutendem Herzen ist unser Aelpler Zeuge, wie auch in den Gefilden seiner Heimath die rechtschaffensten und geachtetesten Männer aus dem Schooße ihrer Familien, aus dem Kreise ihrer Mitbürger gewaltsam herausgerissen, und als Geiseln fortgeschleppt werden. Das vorliegende Blatt zeigt uns eine solche erschütternde Szene. Entkräftet, müde von der Bürde der Jahre und des Leidens ruht des Greis auf der bloßen Erde aus. Mit tiefem innigen Schmerzgefühle sieht er, wie ein

Theil seiner edelsten und besten Mitbürger von einem Haufen französischer Soldaten hinweggeführt wieder. Er sieht die kummervollen Blicke, mit welchen sie auf den Gefilden verweilen, von welchen sie scheiden sollen, er hört das Wehklagen der Gattinnen und Kinder, welchen sie entrissen werden, — er sieht und hört dieß alles, und sein Herz zerschmilzt in unnennbarem Wehmuthgefühle.

Wer die Anhänglichkeit des Schweizers an die Gefilde seiner Heimath kennt, wer sich erinnert, daß ihn oft, wenn er im Auslande sich befindet, eine so heftige Sehnsucht nach dem Vaterlande befällt, daß sie würkliche Krankheit wird, wer sich das Heimweh in seiner Stärke denken kann, der wird auch die Idee des Herrn Usteri, die er auf dem vorliegenden Blatte ausführte, als sehr passend und trefflich ausgewählt erkennen, um die ganze Summe der Drangsale Helvetiens in einem Bilde zu schildern. Die schreienden Unthaten, durch welche das geliebte Vaterland leidet, der Anblick der Rechtschaffenen, die von den Ihrigen sich losreissen müssen, und als Geiseln aus den väterlichen Gefilden fortgeschleppt werden, machen das Maaß der Lei-

7. Erlöse uns von allem Uebel!

den unsers Greises voll. Er fühlt das Heimweh nach dem bessern Vaterlande, wo der Druck des Leidens aufhört, wo der Friede weilet, den die Welt nicht geben kann. Thränend erhebt er sein Auge zu den Wolken, flehend falten sich seine Hände, und der Wunsch des beklemmten Herzens hallt von der bebenden Lippe:

Erlöse uns von dem Uebel.

Von solchen Leiden kann nur der erlösen, der den Gang der Schicksale lenkt, dessen Arm über alles waltet, und der auch über die trübste Sturmnacht wohlthätiges Licht verbreiten kann. Zu diesem Vater fleht der Greis um Erlösung seines Vaterlandes aus den schröcklichen Drangsalen, und von ihm hofft er für die Zukunft eine bessere Wendung der Dinge. Zwar scheint für ihn, den lebensmüden Greis, selbst keine beßere Zeit hienieden mehr zu hoffen zu seyn, denn er ist nahe am Grabe, dieß lehrt ihn seine silberne Scheitel, — und diese allgemeine Gährung kann nicht so gleich gestillt, die tiefen Wunden welche dem Vaterlande geschlagen wurden, können nicht so schnell und plötzlich geheilt werden, daß er selbst noch beßere ruhige Tage hienieden genies-

sen könnte. Für ihn ist Friede und Ruhe nur jenseits des Grabes! Darum sehnt er sich nach Erlösung, nach Befreiung von den Uebeln der Zeit. Lange trug er die Bürde des Leidens, lange die Hitze der Drangsal, darum wünscht er einzugehen in die stille Ruhestätte der Todten, Kühlung zu athmen in den Palmenhainen der Vollendung, wo die Leidenschaft nicht mehr wüthet, wo die Stürme der Zeit nicht mehr toben, wo die Thräne der Wehmuth versiegt, und keine Klage weilet. — Den Taglöhner tröstet bei der Hitze des Tages die Aussicht auf die Kühle des Abends, den frommen Dulder der Blick auf die bessere Welt. Dort, jenseits der Sonne, die still und segnend in ihrem Kreise wallt, jenseits der schwimmenden Welten der Nacht, die in ewigem Frieden dahin ziehen, dort ist der Sammelplatz der Edeln und Guten, dort werden die Räthsel des Schicksals gelöst, dort findet die Tugend ihre Palme, die Treue ihren Siegerkranz, dort findet der Edle, was ihm die arme Erde nicht zu geben vermag: Freiheit, Frieden, Vollendung.

Luise von Bendau.

Breitenbach d. 1 Mai.

Endlich athme ich wieder freier, liebe Auguste, wir sind aufs Land gezogen, um die angenehme Jahrszeit zu geniessen. Das heißt nun freilich bei der Tante nichts weiter, als manchmal die Chokolate um 9 Uhr Morgens in der Gartenlaube trinken, fleißig Besuche des benachbarten Adels zu geben und zu empfangen, und die Spieltische im Gartensaale zu arrangieren, kurz das Stadtleben auf das Land mitzunehmen. Für mich ist aber schon mehr Gewinn bei dem Aufenthalte auf dem Lande, denn ich kann hier doch den frühen Morgen, ich kann selbst die meisten Abende, wo sie die Schönheit der Natur am L'hombretische übersehen, ganz zu meinem Vergnügen anwenden, und auf meine Weise glücklich seyn. Der Onkel treibt sich in seinem eigenen Kreise herum, er ist selten bei uns zu Hause, sondern hält sich meist zu Waldstein auf, wo es mehr zu jagen giebt, und sein alter Freund Sendenberg ihm näher wohnt.

Auch ich bin oft in Waldstein, und besorge des Onkels Haushalt, da die Tante Leute genug

zu ihrer Bedienung um sich hat, und ich leider, bei aller Sorgfalt mir ihre Liebe zu erwerben, noch immer wenige Fortschritte in ihrer Gunst machen konnte. Auguste, die Frau hat viel gutes und herzliches an sich, nur gegen mich ist sie oft würklich hart; in ihrem ganzen Benehmen ist eine Kälte, die mich zurückschreckt, und doch war meine Mutter ihre Schwester, doch wies das Schicksal mich, die vater- und mutterlose Waise, allein an sie, da sich mein Bruder, wenn er noch lebt, Gott weiß in welchem Winkel der Erde herumtreibt. Ach, sie kann mir, der Unschuldigen es nicht vergeben, daß meine Mutter den Mann liebte, und dem Manne zu Theil wurde, dem sie selbst so gerne die Hand gereicht haben würde. Sie berührt zwar diese Saite nie, aber so manches in ihren Aeusserungen über meine Eltern, so manches das Kindesherz tief verwundende harte Wort besonders über meine Mutter, lassen mich in ihr Herz blicken, und bestättigen mir meine traurige Ahndung.

Sieh, liebe Auguste, das macht mich oft so traurig, das stört mir den Frieden, den ich hier im stillen Schooße des Landes finden könnte. Oft fließen in der Einsamkeit meine Thränen,

wenn ich der goldnen Tage denke, die ich an der Hand meines guten Vaters in unserm stillen abgelegenen Friedenhain durchlebte, ehe der blutige Krieg den treuen Vater ins Schlachtfeld, und ach! ins frühe Grab hinweg rief! Ich werde es wohl nie wiedersehen, das geliebte Friedenhain, denn mein Bruder hat es, als Opfer der Spielsucht, verkauft. Ich kann nicht auf dem Grabe meiner Mutter weinen, und kenne die Stätte nicht, wo mein treuer Vater schlummert! Ach, du weißt es, Auguste, schon sechs volle Jahre währen jetzt meine Leiden, und noch habe ich keine Aussicht auf Ersatz und Ruhe! Doch, ich ward ja frühzeitig schon an Entsagen und Dulden gewöhnt, und vielleicht dämmert auch mir noch aus dem Dunkel der Gegenwart eine schönere Morgenröthe hervor,— ich dulde und hoffe!

Mein Onkel behandelt mich, nach seiner weidmännischen Weise, äußerst gütig, und so lang ich mit ihm auf Waldstein seyn kann, ist meine Lage sehr angenehm. Während der Onkel mit seinem Freunde Sendenberg die Felder und Forste durchstreift, oder mit ihm bei der Flasche über die Tage der Vergangenheit

halbe Nächte durch plaudert, lebe ich frei, und ganz mir selbst überlaßen, im Genuße der Natur und der Freundschaft, mit der Tochter des Predigers, einem edlen sanften Geschöpfe, das auch schon frühzeitig den Wermuthkelch des Schicksals kosten mußte. Charlotte, dieß ist der Name meiner neuen Freundin, liebte einen edlen jungen Mann, der vor ein Paar Jahren die Försterstelle auf dem Gute meines Onkels erhalten hatte, seegnend willigte der Vater Charlottens in die Verbindung der Liebenden, der schöne Tag, der den Bund der Treue krönen sollte, ward festgesetzt, und der kurze Zwischenraum verstrich unter den reinsten Freuden der Liebe, unter den entzückendsten Aussichten und Hoffnungen auf eine lachende Zukunft. Aber ach, Charlotte sollte in den Armen ihres geliebten Franz nicht glücklich werden, das Schicksal hatte es anders beschloßen. Wenige Tage vor der Hochzeit gieng Franz, nur von seinem großen Hunde begleitet, seiner Gewohnheit gemäß am frühen Morgen in den Wald, der damals durch Wilddiebe und anderes herumstreichendes Gesindel sehr unsicher war. Oft hatte Charlotte den Geliebten auf das dringendste gebeten, sich den Ge-

fahren nicht ganz allein bloszustellen, sondern mit seinen Leuten in den Wald zu gehen, allein, er lächelte über die Besorgniße der Braut, er verließ sich auf seine Stärke, und folgte dem Rathe nicht, sondern gieng immer allein. An jenem unglücklichen Morgen stieß Franz auf einen Wilddieb, er rief ihn an, und da dieser nicht antwortete, legte er seine Flinte auf ihn an, sie versagte, — er hetzte nun seinen Hund nach ihm; aber der Wilddieb, der sich in der Gefahr getödtet oder gefangen zu werden befand, legte schnell an, und vom tödtenden Blei getroffen, sank der arme Franz schwer verwundet zur Erde nieder.

Lange harrten die Seinigen zu Hause auf seine Zurückkunft, es war schon nahe an Mittag, und Franz, der in allen seinen Geschäften sehr pünktlich war, hatte sich noch nicht wieder eingefunden. Besorgt und ängstlich schickte seine alte Mutter die Jägerpursche und Forstknechte nach ihm aus, und bald fanden sie den armen Jüngling in seinem Blute liegen. Noch hielt der Hund den Mörder fest, und hatte ihn zu Boden gerissen. Franz wurde in die nächste Jägerhütte getragen, und da er sich schröcklich

verblutet hatte, verschied er in den Armen seiner Leute, ehe noch die verlangte Hülfe herbeikommen konnte.

Denke Dir Charlottens Leiden, Auguste, so nahe schon am schönen wonnevollen Ziele, des Glückes, und nun so plötzlich hinabgeschleudert in den tiefsten Abgrund des Jammers! — Als die Forstleute des unglücklichen Jünglings Leichnam hereintrugen aus dem Walde, stand eben die bekümmerte Braut, die von dem schrecklichen Vorfalle noch nichts wußte, unter der Thüre ihres Gartens, die nach dem Walde hinführte. Sie wollte dem Geliebten selbst entgegen gehen, und ihm die Angst, die ihr sein Ausbleiben verursacht hatte, liebreich verweisen, aber — welch ein furchtbarer Anblick! — Der Geliebte, dem sie nach zwei Tagen die Hand am Traualtar reichen wollte, lag bleich, von Blut und den Krämpfungen der Todesangst entstellt, auf einer schnell von Reisern geflochtenen Bahre. Sein Auge war geschloßen, die Lippe blau und kalt! Charlotte vermochte den Schreckensanblick nicht auszuhalten, ihre Knie brachen, es ward dunkel vor ihren Augen, ihre Pulse stockten, und wie leblos

los sank sie mit einem Laute des fürchterlichsten Schmerzens zu Boden. Ihr Vater, der im Garten war, hörte den Laut, er eilte herbei, und hatte den herzdurchschneidendsten Anblick. Hier lag seine Tochter, allem Ansehen nach durch den plötzlichen Schrecken getödtet, zu seinen Füßen, dort trugen sie den entseelten Jüngling hin! — Kaum vermochte der Vater sich zu fassen, doch der Blick auf seine Tochter rief ihn zur Besonnenheit zurück. Er ließ die Unglückliche in das Gartenhaus bringen, und nach mannigfaltigen Bemühungen gelang es endlich, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Sie schlug die Augen auf, aber die plötzliche Erschütterung zog ihr eine heftige Krankheit zu, in welcher sie mehrere Wochen darnieder lag, ohne sich ihrer selbst in dieser Zeit bewußt zu seyn. Franzens Hülle wurde an dem Tage, der ihn zu Charlottens glücklichem Gatten weihen sollte, in die stille Ruhekammer der Vollendeten gebracht.

Als Charlotte wieder genas, und mit der auflebenden Körperkraft auch ihr Bewußtseyn wieder zurück kehrte, da fühlte sie erst die Größe des erlittenen Verlustes, da blutete die

Wunde der Trennung mit unvergleichbarem Schmerze. Unaufhaltsam floßen ihre Thränen, und niemand vermochte sie zu trösten. Gebeugt wankte ihr Vater umher, denn er mußte befürchten, daß der heftige Schmerz ihm bald die Stütze und die Freude seines Alters entreißen würde. Charlotte kränkelte lange, denn der Gram, die Sehnsucht und der Kummer nagten wie giftige Würmer an dem Herzen des armen Mädchens, sie zog sich von allen Menschen zurück, und weinte in einsamer Stille um das verlorene Glück der Liebe. Oft schlich sie im bleichem Schimmer des Mondes zu Franzens Grabe, das sie mit Blumen geschmückt, und mit Silberpappeln und Thränenweiden umpflanzt hatte, doch allmählich träufelte die wohlthätige Hand der Zeit einige Tropfen heilenden Balsams in ihr wundes Herz. Charlotte fühlte, daß ihre beharrliche Anhänglichkeit an den Schmerz, und das geflissentliche Aufsuchen solcher Gegenstände, die ihn immer aufs neue aufreizen und unterhalten, Versündigung an ihrem Vater sey, dessen herannahendes Alter ihrer sorgsamen Pflege, dessen liebendes Herz ihrer Liebe bedurfte; sie überwand sich selbst, ihr Schmerz wurde mil-

der, ihre Sehnsucht ruhiger, und in ihr sonst immer trübes thränennaßes Auge kehrte ein sanfterer Strahl der Heiterkeit zurück. Sie fand wieder Freude am Leben, weil es für ihren Vater so viel Werth hatte, aber sie betrachtete sich immer als traurende Wittwe, und lebte, in stiller Eingezogenheit, von allen lauten Freuden des Lebens fern und abgeschieden, im Hause ihres Vaters, dessen Freude, dessen Glück sie ist.

So lernte ich sie kennen, unsre Herzen öffneten sich, wir wurden bald vertraut, sie erzählte mir ihre Geschichte; ach, Auguste, da erwachte ihr Schmerz in seiner ganzen Stärke, ein Strom von Thränen erstickte ihre Worte, ihr Herz schlug heftig, sie vermochte kaum mehr zu sprechen, als sie an die Szene kam, wo sie den geliebten Todten aus dem Walde bringen sah! — Ich bat sie zu schweigen, ich schloß sie schwesterlich an mein Herz, und unsre Thränen vermischten sich. Ach, Auguste, auch ich fühlte ja schon die Wunden der Trennung, ich weinte schon früh am Grabe der Mutter, ich verlor meinen treuen guten Vater, und ist mein Bruder nicht so gut als verlohren? —

O gewiß, die bittersten Leiden für ein fühlendes Herz sind die Schmerzen der Trennung. Alle Stürme des Schicksals, den Wechsel des Glückes, ja selbst Krankheit und Körperschmerz kann die Hand der Zeit ersetzen und heilen. Weise Genügsamkeit und Mäßigkeit kann Mangel und Armuth mildern, die Zufriedenheit, die im Pallaste dir fehlte, kann dir die kleinste Hütte zum Tempel der Freude weihen, ein reines Bewußtseyn kann dich über den Tadel der Welt, über Haß und Verfolgung erheben, und die sorgsame Pflege der Freundschaft und der Liebe kann die Tage der Krankheit erleichtern und verkürzen; aber der Verlust unsrer Lieben ist für die Erde unersetzlich. Ach, was der Sarg, der einen geliebten Todten birgt, uns nimmt, kann um keinen Schatz wieder erkauft werden. Selbst die alles vertilgende Zeit kann diese Wunde nicht ganz heilen, mit jeder leisen Erinnerung an die Entrissenen blutet sie aufs neue wieder, und brennt mit neuen Schmerzen! Ach, Auguste! die Geliebten ruhen in der kalten Erde, die Morgensonne strahlt mit wärmenden Glanze auf den Hügel hinab, aber die kalten Gebeine erwärmet sie nicht. Der alles verjüngende Frühling brei-

tet sein Blumengewand in reicher Fülle über die Gräber aus, aber die Todten erwachen nicht zum neuen Leben. Ach! Auguste, wenn kein Jenseits, wenn keine Hoffnung des Wiederfindens in der bessern Welt, uns freundlich wie ein funkelnder Stern aus den Wolken der Nacht, entgegen lächelte! — —

Luise von Bendau.

Waldstein d. 12 Jul.

Noch bin ich hier, Auguste, und bleibe für immer bey dem Onkel. Es war nicht blos Jagdliebhaberei, die den oftmaligen Aufenthalt des Onkels auf Waldstein veranlaßte, es war häusliche Unzufriedenheit, Uneinigkeit mit der Tante, die ihn entfernte. Sie haben sich jetzt freiwillig getrennt, er bleibt zu Waldstein, sie zu Breitenbach, das er ihr gänzlich überlaßen hat. Was sie zur Trennung brachte, war — das Spiel. Der Onkel haßt alle Spiele außer Kegel und Billard, meine Tante liebt das Spiel leidenschaftlich. Dieß veranlaßte manchen Streit, aber die Tante trieb ihre

Liebhaberei, ohne alle Rücksicht auf die Unzufriedenheit ihres Gemahls fort. Sie konnte beinahe nicht mehr leben ohne Karten und Würfel, und das Spiel kostete der Tante schon manche Summe. Der Onkel erklärte sich anfangs ernst aber schonend dagegen, die Tante fühlte sich beleidigt, und trotzte, der Onkel ward heftiger, und fluchte auf gut weidmännisch, daß er der Sache ein Ende machen werde. Die Tante, die ihren Gemahl nie geliebt hatte, ward darüber noch aufgebrachter, und, stolz auf ihr Vermögen, erwiederte sie dem Onkel, daß sie Herr über ihr Eingebrachtes sey. Der Onkel hielt sich jetzt meist zu Waldstein auf, ich begleitete ihn fast immer dahin, weil mich die Tante nicht wohl um sich leiden mag. Unterdessen fand sich Herr von Schirmeck, ein berühmter Spieler, der namentlich meinen Bruder arm gespielt hat, in der Gegend von Breitenbach ein, er bekam bald Zutritt bei der Tante, und strich manches Röllchen Louisdor's über das grüne Tischchen hinab. Der Onkel erfuhr dieß, er kömmt nach Breitenbach, er macht seiner Gemahlin Vorstellungen, die sie mit kaltem Hohne erwiedert, er wird heftiger, und droht mit ernstlichen Maaßregeln. Die Tante

will sich nicht fügen, der Onkel kehrt unter ernster Wiederholung seiner Drohungen nach Waldstein zurück. Ich suchte ihn zu besänftigen so gut ich konnte, aber bei meiner Tante hätte ich mich beinahe Mißhandlungen preisgegeben, als ich sie mit kindlicher Liebe auf ihre Gefahr aufmerksam machen, und an meines Bruders Schicksal erinnern wollte. Ich mußte schweigen, und sie selbst sagte mir alle fernere Unterstützung auf. Ach, Auguste, was ich da fühlte, als ich mich von meiner einzigen Stütze, der Schwester meiner seeligen Mutter verlassen, zurückgestoßen sah, das vermag ich dir nicht zu schreiben. Doch blieb mir der Trost, daß meine Freundin Charlotte und ihr würdiger Vater mich aufnehmen, und der Ertrag meines kleinen Vermögens hinreichend seyn würde, daß ich in der ländlichen Stille und Eingezogenheit dieser guten Menschen, ohne ihnen zur Last zu fallen, würde leben können. Doch dieß bedurfte ich nicht, denn der Onkel empfieng mich, als ich nach Waldstein voll des tiefsten Gefühls meines Unglücks zurückkam, mit der herzlichsten Güte, und gab mir das Versprechen, daß er mich nie verlassen, sondern für mich sorgen werde. Ich lebe also jetzt bei ihm

auf seinem Schloße, freier zufriedner als je. Meine Tante trieb das Spiel, das schon tausende elend machte, leidenschaftlich fort; Schirmeck und einige seiner Genossen, die sich vermuthlich auf seinen Wink einfanden, verwandelten die L'hombre- und Quadrille-Tischchen, an welchen sonst der Landadel seine mäßigen Spielparthien machte, in Farobanken um, und meine Tante, gerieth, weil sie auf die Bitten Warnungen und Drohungen des Onkels nicht das mindeste achtete, immer tiefer in den reißenden Strom. Ihr unbeträchtliches eingebrachtes Vermögen, worüber ihr der Onkel freie Hand gelassen, und wavon sie schon seit geraumer Zeit zugesetzt hatte, gieng nun völlig zu Grunde. Wie weit führt nicht der unersättliche Hang zum Spiele, wie veranlaßt er so leicht Fehltritte, die nur die höchste Verblendung sich erlauben kann! Die Tante vergieng sich so weit, daß sie heimlich Kostbarkeiten ihres Gemahls verkaufte, um Spielschulden abtragen, und fortspielen zu können, wodurch sie das verlorne wieder zu gewinnen hoffte. Ein Zufall machte den Onkel mit diesem Schritte bekannt. Wir waren vor einigen Wochen nach B** gefahren, und speißten an der Wirthstafel. Die übrigen Gäste, meistens fremde

Kauf-

Kaufleute, welche die Meße besuchten, sprachen von ihren Geschäften. Einer derselben, ein Juwelenhändler aus A** sagte unter anderm, daß er einen sehr glücklichen Handel gemacht, und einen Brillantring von ausgezeichneter Schönheit für einen Spottpreiß an sich gekauft hätte. Der Ring wird an der Tafel herumgereicht und allgemein bewundert; der Onkel, dem der Ring sehr bekannt schien, läßt sich denselben reichen, um ihn näher zu besehen; er erhält ihn, und erkennt würklich sein Eigenthum. So bald abgespeißt war, nahm der Onkel den Juwelier auf sein Zimmer, und fragte ihn, wie der Ring in seine Hände gekommen sey? Er erhielt die Antwort, daß derselbe von einer Dame in der Gegend von S** wäre, die ihm denselben zugesendet, und das Geld dafür sogleich baar erhalten hätte. Der Onkel wurde über diesen Schritt seiner Gemahlin äußerst aufgebracht, er kaufte den Ring, der ein Familienstück war, wieder an sich, und in der heftigsten Erbitterung schwur er, sich von der leichtsinnigen Spielerin, so nannte er meine Tante, auf immer zu trennen. Ich bot alles auf ihn von diesem schrecklichen Entschluße abzubringen, ich bat, ich beschwor ihn mit Thränen, ihr zu verzeihen; aber alles um-

sonst; er wollte auf der Stelle nach Breitenbach, ich bat ihn um alles in der Welt willen, wenn er ja sich nicht wolle erweichen lassen, wenigstens mich mit dem Anblicke von Szenen, wie jetzt zu erwarten waren, zu verschonen. Er gab nach, und fuhr mit mir nach Waldstein zurück. Sogleich den folgenden Morgen fuhr er allein nach Breitenbach hinüber. Die Tante gerieth in eine nicht geringe Verlegenheit, als sie den Brillantring an der Hand des Gemahls erblickte, sie fühlte ihr Unrecht, allein statt daß sie den Onkel durch freies Geständniß und durch Nachgiebigkeit zu besänftigen suchte, äußerte sie den heftigsten Trotz, und wollte die Schuld auf einen erst kürzlich verabschiedeten Bedienten bringen. Aber der Onkel, der die deutlichsten Beweise in den Händen hatte, wurde hiedurch auf das heftigste erbittert, und es kam zur Trennung; er ließ seiner Frau Breitenbach und den ganzen Ertrag dieses schönen Gutes, zum lebenslänglichen Gebrauche und Aufenthalte, allein es darf nicht das mindeste von liegenden Gründen und andern Effekten veräußert werden, denn nach ihrem Tode fällt alles wieder an die Familie des Onkels zurück. Sieh, Auguste, so hat sich die unglückliche Frau durch das unseelige Spiel um die

Liebe ihres Gatten, und um ihr Vermögen gebracht. Herr von Schirmeck und Konsorten haben sich in die Bäder gemacht, wo sie wohl besseren Spielraum für ihr Räuberhandwerk finden mögen.

Ich lebe zufrieden bei dem Onkel, denn er ist väterlich gegen mich gesinnt, und gewährt mir alles, was mir Freude macht. Vielleicht reisen wir noch diesen Herbst ins M** sche, dann besucht Dich Deine

Luise.

Adolph von Sendenberg an Ferdinand Bildmann.

Felsheim, d. 12 August.

Da sitz' ich, trotz dem jüngern Plinius, unter einer schattigen Buche, die Schreibtafel in der Hand, und die Jagdflinte neben mir, denn ich bin jetzt — aus Liebhaberei oder aus langer Weile — das weiß ich selbst nicht, — gar ein

gewaltiger Jäger geworden, und habe mir dadurch das Wohlgefallen meines Herrn Papa, dieses weit berühmten Schreckens aller Hirsche, Hasen, Rehe ꝛc.— im höchsten Grade erworben. Mein Vater liebt die Jagd und daher auch die Jäger über alles. Unser kleines Felsheim ist aber auch ganz dazu gemacht, diese Liebhaberei zu nähren. Umgeben von alten beinahe undurchdringlichen Wäldern und Gebürgen ist es reich an Wild aller Art, und da die ganze Jagd uns als Gutsherrn gehört, so ist sie nicht nur ein Vergnügen, sondern auch durch ihren Ertrag ein Mittel, das Gut einträglicher zu machen; und auf das letztere Rücksicht zu nehmen, haben wir alle Ursache, denn Du weißt es, Felsheim ist unser ganzer Reichthum, und wir sind fünf Brüder außer Vater und Mutter.

Du fragst was ich mit der Schreibtafel auf der Jagd mache? Ich schreibe an Dich, denn so ganz müßig auf dem Anstande zu seyn, ist mir unmöglich, und mit wem könnte ich mich besser unterhalten, als mit Dir, dem treuen Freunde meiner Jugend, der mich so liebevoll aufnahm, so brüderlich warnte, und wenn ich strauchelte, so freundlich auf dem rechten Wege erhielt!

Bruder wenn ich auch alles vergäße, Dich würde ich nie vergeßen! Weißt Du noch, wie wir auf dem Holzberge bei Felsheim Arm in Arm standen, und in das lachende Thal hinabsahen, von dem wir nun bald scheiden sollten, um in die größere Welt eingeführt zu werden, wie wir uns da fester umschlangen, wie unsere Herzen an einander schlugen und wir uns im Angesichte der goldnen Sonne mit Thränen gelobten, der Tugend treu zu bleiben, und uns ewig zu lieben! Gott Lob, daß wir beide froh an unser Gelübde denken können, GottLob, daß wir gut geblieben sind! —

Aber, Ferdinand, meine häuslichen Aussichten sind nicht die besten. Mein Vater ist alt, meine Geschwister sind unversorgt, unser Vermögen ist klein. Ich soll einst als ältester das Gut übernehmen, aber womit soll ich Mutter und Geschwister versorgen, da überdieß ein starkes Kapital auf dem Gute liegt? Du weißt wie sehr ich mir Mühe gab, an unserm Hofe irgend eine Anstellung zu erlangen, aber du weißt auch, wie mir jeder Versuch mißlang. In fremde Dienste mag ich nicht gehen, und Du weißt, wie sehr unsre Regierung es übel empfindet, wenn Landeskinder in auswärtige Dienste treten. Mei

ne Eltern meinen, eine reiche Heirath würde hier mit einemmale aus der Noth helfen, und ich kann ihnen nicht Unrecht geben. Nur das Mädchen — das sie mir zuweisen wollen, ach — ich kann sie nicht achten, geschweige lieben. Ein eitles stolzes Geschöpf, das schon seit 10 Jahren die Rolle der Sprödden spielt, das Fräulein Gierbach, deren Vater durch Lieferungen für die Armeen steinreich, und für sein baares Geld geadelt wurde.— Dieses übrigens schöne Mädchen wünschen meine Eltern mir zur Frau, ihr Vater selbst scheint den Bewerbungen meiner Eltern nicht abgeneigt zu seyn, ob er gleich mit unter ein Wörtchen von Grafen, die sich schon um die Ehre sein Schwiegersohn zu werden, beworben hätten, in seine Gespräche mit einfliessen läßt. Freylich, ich gestehe es, diese Verbindung könnte uns allen helfen; unser Gut würde schuldenfrei, meine Eltern könnten ihre alten Tage in Ruhe geniessen, und ich selbst fände Mittel genug, meine Brüder zu unterstützen; aber ich? — Ferdinand, was soll aus mir werden, an der Hand eines Weibes, das ich nicht lieben kann? — Meine schönen Hoffnungen von häuslicher Glückseligkeit, von stillen Familienfreuden, sollen sie nie erfüllt werden? Soll

mein Liebe verlangendes Herz leer ausgehen, und soll das Opfer, das ich bringe, mich alle meine Ansprüche und Hoffnungen auf Lebensglück kosten? — Ferdinand, was soll ich thun? dort steht ein guter treuer Vater, eine zärtlichliebende Mutter, sie hoffen durch mich ein heiteres Alter, eine sorgenfreie Sterbestunde, sie sehen mit bittenden Blicken auf mich, der Versorger meiner unerzogenen Brüder zu werden; und hier spricht mein Herz laut und mächtig, du wirst mit diesem Weibe nie glücklich seyn! Ferdinand, was soll ich thun? Rathe Deinem

Adolph.

Derselbe an denselben.

Felsheim.

Es ist entschieden, Ferdinand, ich kann die Gierbach nicht heirathen, mein Herz hat gesprochen, ich habe die Geliebte gefunden, die allein meinen Tagen Frieden geben, allein mich glücklich machen kann. O Du solltest es sehen, das

holde sanfte Geschöpf, geschmückt mit den Reizen der Schönheit und der Jugend, Du solltest sie sehen in der stillen anspruchlosen Bescheidenheit, mit der sie durchs Leben hingeht, Du solltest sie hören, wenn sie ein Lied von Hölty oder Matthisson zum Tone der Guitarre singt, gewiß Du würdest mit der warmen Freundestheilnahme in meine Arme sinken, mich an Dein Herz drücken, und rufen: Freund, du bist glücklich. — Doch Du sollst hören, wie ich sie fand.

In der Nachbarschaft unsers Gutes zu Waldstein wohnt der Baron Dornhelm, ein alter Freund und Jagdgenosse meines Vaters. Er war öfters zu uns auf die Jagd herüber gekommen; ich hatte mir oft vorgenommen, ihn zu besuchen, allein da die Gierbachs in unserer Nähe wohnten, und Dornhelm selbst einige Zeit von seinem Gute abwesend war, fand sich bald dieß bald jenes Hinderniß, das den Besuch auf Waldstein vereitelte. Doch, die Gierbachs giengen wieder in die Stadt zurück, und ich beschloß Dornhelm zu besuchen.

Es war ein herrlicher Tag, die Luft war rein und milde wie an einem Maitage, die Vö-

gel sangen der erwachenden Sonne ein frohes Morgenlied, als ich langsam durch unsern Forst nach Dornhelms Gute hinüber gieng. Die wenigen Stunden waren bald gemacht, und ich stand vor dem Schloßgarten. Zu offnen Thüren darf man hineingehen, dacht ich und gieng durch den Garten auf das Schloß zu. Ich war nicht weit gegangen, als ich von der Seite her die Töne einer Guitarre von einer sanften Mädchenstimme begleitet hörte. Ich stand still und hörte dieß Lied:

Lieder steigen
Aus den Zweigen
Zu dem Wolkenzelt empor;
Neugebohren
Grüßt Auroren
Der erwachten Sänger Chor.

Auf der Quelle
Silberwelle
Glüht Aurorens Purpurschein;
Durch die Lüfte
Wehen Düfte
Aus dem jungen Rosenhain.

Nun Wonne
Strahlt die Sonne
Auf die stille Flur hinab.

Ich nur weine
Hier alleine,
Meine Liebe deckt das Grab.

Unter Thränen,
Unter Sehnen
Sink' ich in der Schlummers Schoos;
Neue Sorgen
Sind am Morgen
Der Verlaßnen hartes Loos!

Gott der Liebe,
Soll ich trübe
Jeden neuen Morgen sehn?
Reich an Leiden,
Arm an Freuden
Soll ich nur auf Dornen gehn?

Frühverlorner,
Außerkohrner
Wär ich doch mit dir enteilt,
Zu den milden
Lenzgefilden
Wo kein Schwerz der Trennung weilt.

Sterne funkeln
Oft aus dunkeln
Nachtgewölken Trost herab;
Hoffnungsschimmer
Strahlst du nimmer?
Lächelst du nur auf mein Grab?

So sang sie, und leisen Trittes näherte ich mich der Laube von düftendem Jelänger je lieber, woraus mir die rührenden Akkorde entgegenhallten. Ich wartete bis sie das Lied zu Ende gesungen hatte. Oft unterbrachen Seufzer ihre Stimme, und ihre Thränen flossen über das weisse Morgengewand, der Wind flatterte durch ihre blonden Locken, in welchen eine frische weiße Rosenknospe sich wiegte. Ich schlich mich von meiner Stelle, wo ich sie, ohne bemerkt werden zu können, beobachtet hatte, auf den Weg zurück, und gieng nun auf die Laube zu. Eine edle schlanke Gestalt, mit einem bleichen Gesichte, das Spuren des geheimen Kummers trug, trat mir aus der Laube entgegen. Ich nannte meinen Namen, und sagte die Absicht meiner Ankunft. Sie erbot sich sogleich, mich zu Herrn von Dornhelm zu führen, und wir giengen schweigend neben einander auf das Schloß zu. Dornhelm begegnete uns am Eingange des Schloßes, er umarmte mich und hieß den Sohn seines Herzensfreundes herzlich willkommen. Er bestellte ein Frühstück in das Gartenhaus, und führte mich, bis das Frühstück fertig seyn würde, in seine Gewehrkammer. Hier hörte ich nun die Lebensläufe und Schicksale seiner Flinten, Hirsch-

fänger und was sonst noch Jagdgeräthe heißt, geduldig und mit großer Aufmerksamkeit an; bis ein Bedienter uns in den Gartensaal abrief.

Ein Mädchen, hold und blühend, wie die jüngste der Grazien, trat uns an der Thür entgegen. Dornhelm stellte mir dasselbe als seine Nichte vor, sie selbst nennt sich Luise von Bendau. Ferdinand, ich wußte kaum selbst, wie mir zu Muthe war, als ich der Freundlichen in das große blaue Auge blickte, der alte Dornhelm bot seine ganze Jagderfahrung, alle seine weidmännischen Anekdoten auf, um mich zu unterhalten, mich gesprächiger zu machen; allein, ich war weit weniger redselig als sonst, und verlor mich oft so sehr in Gedanken, daß es mich Mühe kostete, nicht ganz unpassende Antworten zu geben. Luise nahm an den Jagdgesprächen wenig Antheil, sie entfernte sich bald vom Frühstücke, und Dornhelm schlug mir vor, bis zur Tafelzeit noch einen kleinen Gang um die Felder zu machen. Wir waren schon auf dem Wege, als Dornhelm wichtige Briefe, die sogleich beantwortet werden mußten, erhielt. Er entschuldigte sich, ließ seinen Sekretär rufen, und gieng mit ihm auf sein Zimmer. Ich selbst gieng nach dem Garten.

Einsam wandelte ich unter den schattigen Linden und Kastanienbäumen umher. Mein Herz war bei der holden freundlichen Gestalt, die ich im Gartensaale gesehen, deren Anblick mich mit so neuen niegefühlten Empfindungen erfüllt hatte. Du kennst meine Streifereyen ins Gebiet der Phantasie, Ferdinand, Du weißt, wie so gern ich, von Jugend auf, die Zukunft nach meinen Wünschen und Planen vorherbestimmte, und mich und meine Lieben in ein Feenland zauberte. Ich wandelte still, die Arme über die Brust gekreuzt, unter dem Dunkel der Bäume. Ich verglich Luisen und die Gierbach, die stille Würde, den leichten Anstand, das wohlwollende Auge Luisens, den Spiegel einer edlen Herzensunschuld, — mit dem hochfahrenden Tone, der stolzen Kälte, und dem, ich möchte sagen, wollüstigen üppigen Blicke der Gierbach. Ich dachte mich an die Seite des edeln Mädchens, dachte sie als meine Gattin, als Pflegerin meiner guten Eltern, als Mutter meiner Brüder; o Ferdinand wie süß wie erhebend war meine Empfindung! Aber, dachte ich wieder, du darfst ja nicht blos auf ein Herz voll Liebe, nicht blos auf das sehen, was dich glücklich machen würde; du mußt Geld haben, für Geld sollst du dein Herz,

deine Zufriedenheit, dein Glück verkaufen! Armer Adolph, seufzte ich, und zürnte mit meinem Schicksale. Doch die Liebe kennt keine Hindernisse, ihr ist die Unmöglichkeit nur ein Traum, sie versetzt Berge so gut wie der Glaube. Die Bendau's sind freilich nicht reich, und in so ferne wäre Luise kein Mädchen für dich, dachte ich: aber ihr Onkel ist desto reicher, er selbst hat keine Kinder, er wird gewiß für Luisen sorgen. Sieh Ferdinand, so wiegt' ich mich in süßen Träumen hin und her, und nippte sorglos immer tiefer aus dem Becher der Liebe.

Das leise Rauschen eines Gewandes weckte mich aus meinen Träumereien auf, ich sah mich um, es war Luise, die mir, bis der Onkel seine Geschäfte vollendet haben würde, Gesellschaft leisten sollte. Du magst es Dir selbst wohl vorstellen, Ferdinand, wie ihre plötzliche Erscheinung auf mich würkte, da meine ganze Seele sich mit ihr beschäftigt hatte, da sie der einzige Gegenstand meiner Empfindungen und Wünsche war. Es kostete mich nicht wenig Mühe, ihr mein Geheimniß nicht sogleich zu entdecken, und mich in den Ton der Unterhaltung, die sie anstimmte, nach und nach zu finden. Wir giengen mit ein-

ander im Garten umher; als wir an die Laube von Je länger je lieber kamen, fiel mir die Sängerin ein, deren wehmüthiger Morgengesang mich bei meiner Ankunft zu Waldstein überrascht hatte. Ich erzählte Luisen den Vorgang. — Ach, Herr von Sendenberg, antwortete mir Luise, das war meine unglückliche Freundin Charlotte, die mit Thränen der Sehnsucht den frühverlohrnen Geliebten betrauert.

Luise erzählte mir Charlottens Unglück mit einer Rührung, aus welcher ihr gefühlvolles Herz hervorleuchtete; ihr holdes Auge füllte sich mit Thränen, sie legte ihre Hand sanft auf die meinige, und sagte:

Vergeben Sie mir meine Schwäche, Herr von Sendenberg, ich kann von Charlottens Schicksal nicht ohne Thränen sprechen; es erinnert mich zu sehr, an mein eignes Unglück. Schon seit sechs Jahren ist mein guter Vater todt; und fast eben so lange vermiße ich meinen Bruder:

„Sollte es nicht möglich seyn, Nachricht von ihm zu erhalten?" fragte ich gerührt.

„Wohl schwerlich“ antwortete Luise, und ihre Thränen flossen aufs neue; „denn aus Hamburg erhielt ich seinen letzten Brief und darin die Nachricht, daß er in der neuen Welt das Glück suchen wolle, das er in der alten nicht gefunden habe. Er gieng zu Schiffe, und jetzt modert er vielleicht im Schooße der Wellen, oder er liegt in einem unbekanten fernen Lande begraben, denn todt muß er seyn, sonst hätte er mich nicht ohne Nachricht gelaßen.“

„Wissen Sie nicht, fragte ich gerührt, wohin er sich in Amerika gewendet haben würde?“ fragte ich.

„Wahrscheinlich nach Boston, denn dort war einst einer unsrer weitläuftigen Verwandten, der die englischen Dienste verlaßen, und sich in Nordamerika angekauft hatte; aber Gustav lebt nicht mehr, er ist gewiß todt, sonst würde er mich gewiß nicht ohne Nachricht gelassen haben.“

Und nun, lieber Ferdinand, eile, rathe, hilf, du kannst mich zum glücklichsten Menschen machen, ich kann vielleicht Luisen durch dich einen Dienst erweisen! Du hast viele Bekannte

in

in Hamburg, die Handelsverbindungen Deines Vaters gehen selbst bis nach Amerika! Freund, Bruder, der Du mir in allem, was Pflicht und Ehre erlaubt, heilige Freundestreue, Hülfe und Beistand gelobtest, die Stunde Wort zu halten ist gekommen! Hilf mir Luisens Bruder auffinden, ihre Thränen fielen auf meine Hand, ich weinte mit ihr, ich versprach ihr Hülfe, wenn Menschenhülfe noch möglich sey. Sie drückte mit dankbarem Wohlwollen meine Hand, ihr Auge begegnete dem meinigen, eine große Thräne schwam in dem blauen Auge, und es schien, als ob ein schwacher Funke der Hoffnung durch die Thräne, wie der Mond durch eine Silberwolke, zitterte! — Bedarf es dringendere Vorstellungen, Ferdinand? — Nein! Du liebst ja Deinen

Adolph.

Ferdinand an Adolph.

Adolph ich halte dir Wort, ich versprach ich gelobte Dir, in allem was Pflicht und Ehre erlaubt, heilige Freudestreue, Rath, Hülfe und Beistand. O ich erinnere mich noch mit frohem Entzücken, der schönen Stunde, wo wir Herz an Herz, Mund an Mund dieß feierliche Gelübde durch den Handschlag der Treue und den warmen Freundeskuß versiegelten. Feierlich und stille lag die Nacht auf den Gefilden, sanfter Friede funkelte von den Sternen herab, als wir von M** zurückkehrten, wo du mich von einer Uebereilung, die mich für mein ganzes Leben würde unglücklich gemacht haben, so brüderlich abgehalten hattest. Das ruhige Hinwandeln an deiner Seite, die Stille der Nacht, hatte mein Blut wieder abgekühlt, ich hatte die Wahrheit deiner Gründe, die Gefahr, worinn ich schwebte, eingesehen, voll Dank und Rührung sank ich an dein gutes treues Herz, und geschlossen war der schöne Bund! Die Stunde ist gekommen Adolph, wo dein Ferdinand vielleicht Gleiches mit Gleichem wird vergelten können. Du wünschest Nachricht über

einen Herrn von Bendau, der nach Amerika gegangen seyn soll, zu erlangen. Ich habe bereits Briefe nach Hamburg, und andere Seeplätze in der alten und neuen Welt abgesandt, und, wenn Bendau noch lebt, so habe ich, nach den genommenen Maaßregeln gegründete Hofnung, ihn auszukundschaften, und wäre er am Ende der Welt. Ich rechne dieß nicht einmal als Opfer der Freundschaft, denn die Mühe ist wahrlich zu geringe, und der Dienst von der Art, daß mich schon die allgemeine Menschenpflicht auffordern würde ihn zu leisten.

Nein Adolph! das treue Freundesherz ist ängstlicher um dich besorgt, denn, nach allen deinen Aeußerungen, schwebt deine Ehre deine Pflicht in Gefahr, du stehst im Begriffe eine Thorheit zu begehen, die dem Frieden deiner künftigen Tage höchst gefährlich werden könnte. Wohl mir, wenn ich zu ängstlich für dich besorgt gewesen wäre, wenn bey dir selbst Ruhe und Besonnenheit, Gefühl für Pflicht und Ehre wieder ihre heilige Vorrechte über die Stimme der aufglühenden Leidenschaft behauptet haben sollten!

Du liebst, Adolph, und nach dem Tone deines Briefes, läßt deine Liebe dich jede Nebenrücksicht vergeßen. Ich weiß es, nichts betäubt leichter als die erwachende Liebe, selbst Weise thaten in dieser Lage schon manchen unüberlegten Scheitt, und wenn dieser Rausch anhaltend wäre, so müßten wohl überall neue Verforgungsanstalten für Geisteskranke angelegt werden. Aber, lieber Adolph, du mit der starken männlichen Seele, mit dem für Pflicht und Tugend glühenden Herzen, solltest du wohl den gemeinen Menschen dich gleich stellen, die geblendet von Leidenschaft, die Stimme der Vernunft ersticken, und alles, was ihnen sonst heilig und theuer war, vergeßen? Doch deine Liebe war zu schnell, als daß ich auf ihre Dauer rechnen könnte. Schnelle Liebe ist blos ein Werk der Sinnlichkeit, daurende Liebe macht früher auf den Geist Eindruck, und wird dadurch heiliger und fester.

Du wiegst dich in goldnen Träumen, die Phantasie zeigt dir nichts als glänzende lachende Gestalten der Zukunft; — Freundschaft und Pflicht befehlen mir dich aus deinen Träumen empor zu rütteln, und dir die Zukunft, wie

sie seyn wird, vor das Auge zu rücken. Du sollst eine reiche Parthie wählen, das fordert die Nothwendigkeit, das wünschen gute Eltern, die in dir ihre festeste Stütze sehen, von dir. Bey kaltem Blute fühltest du das selbst, und ergabst dich ruhig in dein Schicksal; Wie jetzt, da die Leidenschaft in dir erwachte, wären alle Rücksichten wie hinweggestrichen und vergessen? Du hoffst Luisens Armuth durch Dornhelms Reichthümer zu ersetzen? weißt du nicht, daß alle Dornhelmschen Güter Fideikommiße sind, daß alle, so wie Dornhelm kinderlos stirbt, an sein Stammhaus zurückfallen, und er selbst bei allem guten Willen nur von dem, was er selbst erwarb, Legate machen darf? Und nun Freund, wie ist jetzt die Aussicht in die Zukunft? Auguste ist arm, kann ihre Liebe dich vor jeder Reue sichern, wenn dein Blick auf die Kummermiene des Vaters auf die Thränen der Mutter fällt? wenn sich dir der Gedanke vergegenwärtigt, daß sie zufriedner ihre alten Tage genießen, heiterer auf ihr Grab, getroster auf ihre verlaßenen Kinder blicken würden, wenn nicht die Stimme der Leidenschaft die Stimme der Pflicht und der Ehre, in dem Herzen des Sohnes, auf den sie ihre Ruhe im Al-

ter bauen wollten, überschrien hätte. Adolph! um unsers Bundes willen, verschmähe nicht den warnenden Zuruf des Freundes! Dein Herz ist großer Gefühle fähig, du bist eines höhern Bewußtseyns werth, als der reuevollen Ueberzeugung, daß die brausende, dem Manne nicht mehr ziemende Leidenschaft Dich um dein Glück gebracht habe. — Willst du selbst, soll Augnste das Opfer eines solchen blinden Entschlußes werden, soll auch sie vielleicht bald durch die unglücklichen Folgen einer Liebe, beweinen, die den Grundsätzen der Vernunft und der Pflicht zuwider war? O daß ich zu dir eilen, daß ich wie ein schützender und warnender Genius zwischen euch treten, und durch kräftige Freundeshülfe dich retten, dir, der mich einst von einer Thorheit rettete, meinen Dank durch die That beweisen könnte! — Antworte bald und beruhige Deinen

Ferdinand.

Adolph von Sendenberg an Ferdinand.

Triumphiere nun, du freundschaftlicher Retter, ich danke Dir für Deine erbauliche Ermahnung, allein sie kam leider zu spät. Doch Deine schnellern Maaßregeln würkten besser, ob sie aber das Uebel aus dem Grunde heilen werden, daran zweifle ich sehr. — Du hast deine Rolle meisterhaft gespielt, Du hast mir Louisen entrißen, sie ist nicht mehr in Waldstein, man verbirgt mir ihren jetzigen Aufenthalt. Man behandelt mich wie ein Kind, dem man das Spielzeug aus dem Gesichte räumt, und das man nachher nur desto freundlicher behandelt, damit es seinen Wunsch früher vergessen soll. — Und das alles geschah so leise, so fein, daß ich von allen euren Planen nichts argwohnen sollte. Mein Vater, meine Mutter lassen in ihrem Betragen gegen mich nicht die mindeste Veränderung blicken, Dornhelm ist so freundschaftlich wie zuvor, und wenn ich nach Luisens Aufenthalte frage, so antwortet er mir ganz unbefangen, sie sey zu Anverwandten nach Böhmen gereißt. Weißt Du, daß dieses Verfahren

mich noch mehr erbittert, mich noch mehr anspornt, gerade einen andern Weg zu gehen, als der ist, den ihr mich gängeln wollt. Gierbachs haben sich auch, nur so von ungefähr, wieder eingefunden, sie haben nur eine kleine Reise gemacht, — o wie fein das alles eingeleitet ist! — Glaubtest Du, ich wäre schon so tief gesunken, hätte schon sehr alles Gefühl für Pflicht und Ehre verloren, daß nur Gewaltschritte, wie Luisens plötzliche Entfernung, mich würden zur Kindespflicht zurück führen können. — Auch Charlotten habt ihr in eure Plane verwickelt, auch sie verbirgt mir den Aufenthaltsort Luisens, und vermeidet sogar jedes Gespräch von ihr mit einer Sorgfalt, die zu gewissenhaft und ängstlich ist, als daß sie nicht erkünstelt oder befohlen seyn sollte. — Wisse nun aber auch, was ich thun werde. Ich habe Gefühl für Pflicht und Ehre nicht verloren, meine Eltern sollen nicht durch mich die Aussicht auf ein heiteres Alter verlieren, ich will für die frühere Liebe des Vaters, für die zärtliche Sorgfalt des Mutterherzens nicht undankbar seyn, aber die Gierbach erhält meine Hand nicht, so wahr mein Herz nur desto fester an Luisen hängt, weil sie, die allmählig meine

Liebe zu erwiedern schien, auf eine so hämische Weise von mir losgerissen und entfernt wurde. Nie nennt mich Gierbach Schwiegersohn! auf eine andre Weise soll geholfen werden. Ich trete meinem Bruder Friedrich mein Erbrecht ab, er ist vier und zwanzig Jahre alt, er mag sein Heil bey Gierbachs, die mich ohnedieß kälter behandeln, versuchen. Fräulein Gierbach soll ja den Wechsel mit Anbetern schon gewohnt seyn; so wird meiner Familie geholfen, der Zweck der Eltern wird erfüllt, und ich nehme Kriegsdienste und finde entweder Luisen und Ehre, oder — den Tod. Dieß zur letzten Nachricht von Deinem alten Freunde. Ich scheide von Dir ohne Groll, Deine Freundschaft gab mir sonst viel frohe Stunden, und mein Herz blutet indem es sich von Dir los reißt! Aber Du hast mich schrecklich getäuscht! Du warst zu voreilig mit dem Glauben, daß ich unedel handeln würde, Du mußt deine Meinung von mir sehr vorschnell geändert haben! Du mußtest Gefahren ahnden, wo keine, wenigstens nicht so nahe und fürchterliche waren, als Deine Gewißenhaftigkeit — Dir vorspiegelte. — Ferdinand! laß mich glauben, daß nur diese, und keine andere Triebfeder, Dich zu einer

Handlung verleitete, die sonst nichts zu entschuldigen vermag. Dieser Glaube und die Rückerinnerung an die seeligen Stunden, welche sonst die Freundschaft uns gab, sollen mich abhalten, den nicht zu hassen, der das heiligste Vertrauen verletzte, und den redlichsten Freund so unheilbar tief verwundete.

Luise von Bendau an Augusten.

O** d. 30. Decemb.

Laß mich, o treue Gespielin meiner Jugend und einzige Vertraute meiner Leiden und Freuden, laß mich meinen Kummer an Deinem liebevollen theilnehmenden Herzen ausweinen, denn Du bist noch das Einzige, was mein grausames Schicksal mir nicht entriß. Es wird Dich befremden, daß Du erst jetzt und überdieß aus einem so weit entlegenen Orte wieder Nachricht von mir erhältst, doch Dein Befremden wird bald in herzliches Mitleid übergehen, wenn Du siehst, daß Deine arme Freundin noch immer der Spielball des Schicksals ist, und wie ein Schiff ohne Anker und Mast auf den stürmischen Wellen,

von einem Orte zum andern unstet und irre umher getrieben wird. Ach Auguste, soll Deine arme Freundin nirgends Ruhe, nirgends Frieden finden, ehe die Sterne der Nacht auf ihren Grabhügel den Schimmer des Friedens herniederstrahlen? O Salis wie wahr sangst du:

Das arme Herz hienieden
Von manchem Sturm bewegt,
Hat nirgends wahren Frieden,
Als wo es nicht mehr schlägt.

Ich war so zufrieden in Waldstein, schon glaubte ich mein Schicksal sey versöhnt, und Ruhe werde nach dem Stürmen mein Loos seyn. Heiterkeit und Frohsinn stellten sich wieder ein, und ein frischeres Roth glänzte auf meinen Wangen. Im stillen ruhigen Naturgenuße, im Umgange mit meinem väterlich gesinnten Onkel, und mit der guten Charlotte, flossen mir die Tage so heiter, so sanft vorüber, wie die leichten Purpurgewölke, vom leisen Abendhauche getrieben, am heitern Frühlingshimmel vorüber ziehen. Doch der zarteste Faden der Spinne ist ein starkes Seil gegen das Band, das die Freude an den Menschen bindet, es zerreißt vom leisesten Hauche der Luft. — Mein Freudenhimmel wurde bald getrübt, und ich mußte

die stille Freistätte wieder verlassen, wo ich Zufriedenheit und Ruhe gefunden zu haben wähnte. Doch Du sollst es erfahren, Auguste, was mich so schnell wieder aus meiner glücklichen Lage heraus drängte.

Du weißt es, Auguste, daß mein Onkel sich auch deswegen so gerne in Waldstein aufhält, weil er hier seinem Freunde von Sendenberg so nahe wohnt. Vor kurzer Zeit kam Sendenbergs ältester Sohn von seinen Reisen zurück. Mein Onkel konnte mir den schönen, tugendhaften, und gebildeten jungen Mann nicht genug rühmen. Meine Neugierde ihn kennen zu lernen wurde sehr gespannt; doch es währte eine geraume Zeit, ehe Adolph zu uns nach Waldstein herüber kam. Ich kann Dir, liebe Auguste, die Gefühle nicht nennen, die mein Herz erfüllten, als ich ihn zum erstenmale sah. Auch er schien lebhaften Antheil an mir zu nehmen; er war gerührt, als ich ihm von meinem Bruder erzählte, er versprach mir, wenn es möglich wäre, Nachricht von ihm zu verschaffen. — Er kam fleißig nach Waldstein, und mein Herz sagte mir mit jedem Tage lauter und stärker, daß ich ihn liebe! Ja, ich liebe, ihn Auguste, mit

der ganzen Stärke der erwachenden Liebe, nur mit ihm, und in Beziehung auf ihn, hatte das Leben Reize und Freude für mich. Er war mein erster Gedanke beim Erwachen, ihn sah ich in meinen Träumen vor mir! Ja, ich liebte ihn, Auguste, und ich liebe ihn noch, wenn gleich die Hand des Schicksals uns trennte, wenn ich gleich auf Erden ihn nie wiedersehen, ihn nie wieder mein nennen werde! — Auguste, bin ich nicht sehr unglücklich?

Mein Onkel schien bald meine Neigung für Adolph zu bemerken, denn ich verbarg ihm, den ich als meinen Vater liebe und ehre, meine Gefühle nicht. Er bemerkte es, daß, wenn wir von Adolph sprachen, mein Ton lebhafter, mein Blick feuriger wurde, er sah es, daß ein höheres Roth auf meinen Wangen glühte, wenn Adolph kam, daß ich gerne mit ihm mich unterhielt, und mit ihm durch unsre schöne Gegenden wandelte. — Luise, sagte an einem Abende, als eben Adolph wieder von Waldstein weggegangen war, mein Onkel mit väterlichem Tone zu mir: Luise, hab ich recht gesehen, wenn es mir scheint, daß Adolph von Sendenberg dir nicht gleichgültig sey?

„Er ist ein edler junger Mann, er ist der Sohn des Jugendfreundes meines Onkels, erwiederte ich, sollte er nicht meine Achtung verdienen?“

„Er ist achtungswerth, und, unter andern Verhältnissen, Luise, würde ich hinzu fügen, er ist liebenswürdig, ich würde dir Glück wünschen, wenn du seine Hand und sein Herz erhalten könntest, Allein —

„Ist sein Herz nicht mehr frei? — fragte ich zitternd —

„Es sollte es nicht mehr seyn. Das Fräulein von Gierbach ist ihm zur Gattin bestimmt. —

„Die Gierbach? Onkel, sollte Adolph sie lieben können?

„Aber heirathen soll er sie. Luise, laß dich warnen, jetzt da es noch Zeit ist, ehe eine unglückliche Leidenschaft dich um Zufriedenheit und Glück bringt. — Adolph muß seiner Familie Geld zubringen. Du bist arm, was ich für dich thun kann, ist wenig, du weißt, was mir

die Hände bindet. Wäre Adolph mein Sohn, mit Thränen der Freude würde ich eure Hände zusammen legen, aber, so wie die Sache jetzt steht, ist an eine Verbindung unter euch nicht zu denken. Luise, sey meine gute folgsame Tochter, und entsage einer Leidenschaft, die dich unglücklich machen, und mir und meinem alten Freunde viel Verdruß und Kummer verursachen würde."

Ich küßte die Hand meines Onkels, meine Thränen flossen darauf. Ach, er hatte mir die schönste süßeste Hofnung meines Lebens, alle meine Aussichten auf eine heitere Zukunft zerstört. Er drückte mich liebreich an seine Brust, er tröstete mich — aber wo ist Trost für unglückliche Liebe?

Ich gieng auf mein Zimmer, hier überließ ich mich ganz meinem Schmerze. Die Natur schien mit mir zu trauern. Die Nacht war stürmisch und finster! nur selten drang ein Mondstrahl durch zerrißene Regenwolken. Finster und öde war die Stimmung meiner Seele. Kein Schlaf kam in meine Augen, die vom Weinen roth angeschwollen waren. So ist dir

kein Glück auf der Erde beschieden, armes unglückliches Mädchen, so mußt du auch der Hoffnung entsagen, an der Hand eines edlen tugendhaften Mannes, der dich liebt, durchs Leben hinzugehen? Ja er liebt dich, Luise! wie liebevoll weilte sein Auge auf dir, wie drückte er dir die Hand, wie lauschte er mit sichtbarer Freude, wenn du ihm in der dämmernden Laube ein Lied zur Guitarre sangst! Und diesem Manne, deiner heiligen heissen Liebe zu ihm sollst du entsagen! Ihn den Armen einer andern überlassen, deren Gefühle schon zu abgestumpft sind, als daß sie ihn mit inniger wahrer Liebe umfassen könnte! Gott! Gott! du versagst mir auch diesen Wunsch, ich soll nicht durch Liebe glücklich seyn, o so gieb mir nur ein Plätzchen auf der Erde, wo ich ungesehen weinen und sterben kann!

Erst gegen Morgen sank ich vor Ermattung in einen kurzen Schlummer, aus welchem ängstliche Träume mich emporschreckten. Ich erwachte, als es schon dämmerte. Ich trat ans Fenster. Der Wind rauschte in dem abfallenden Laube, das noch vor wenigen Tagen frisch und grün am Baume prangte; ach so ward meine

Hoffnung schnell vom Sturme des Schicksals verweht. Die Rosenhecke, noch vor kurzem die Zierde unsers Gartens, trauert jetzt mit dürren gelben Blättern, nur die Dornen sind noch an ihren Zweigen geblieben; ach! so welkte die Blume meiner reinen Liebe schnell dahin, und mein Herz blutet von der Wunde der Trennung. So dachte ich und blickte still weinend nach der Gegend hinüber, wo Felsheim sich aus den dunkeln Eichen und Tannenwäldern erhebt. Ach wie selig war sonst meine Empfindung, wenn ich nach dem Schloße hinüber blickte, wo der Geliebte meines Herzens wohnt, wie wiegt' ich mich in holde Träume ein, und welche liebliche Bilder der Zukunft zauberte die Phantasie vor die Augen des liebenden Mädchens! — Wie ganz anders ist es nun, da unsrer Liebe ein so mächtiges Hinderniß in den Weg tritt! Auguste, in den Armen Deines biedern Gatten, gesegnet durch eine glückliche Liebe, kannst Du Dir den Schmerz nicht denken, der Deine Freundin Luise mit namenlosen Qualen foltert.

Ich gieng zu meinem Onkel, er erschrack, als ich so bleich mit rothgeweinten Augen vor ihn trat. Er versuchte neue väterliche Trost-

gründe, aber sie machten keinen Eindruck auf mich. Charlotte kam, auch sie wunderte sich über meine Gestalt, ich umarmte sie, wir giengen in den Garten, und hier in der verblühten Jelängerjelieberlaube, deren dürre Ranken im Winde flüsterten, unter den Szenen der hinsterbenden Natur erzählte ich ihr mein trauriges Verhängniß.

Ach, das edle Mädchen, das selbst die Leiden der Liebe in ihrer ganzen Größe fühlte, wußte meinen Schmerz zu würdigen, sie schloß mich tief gerührt in ihre Arme, ihre Thränen flossen in die meinigen, schweigend wandelten wir unter den kahlen Bäumen umher, endlich sagte Charlotte:

Aber, willst du hier bleiben, Luise, wirst du Dein Gefühl überwältigen, wirst du stark genug seyn, den Mann, den dein Herz so innig liebt, so nahe um dich, in den Armen einer andern erblicken zu können?

Ich zitterte, durch meine Seele zuckte schnell der Gedanke, er wird die Gierbach nicht wählen. — Doch schnell rief die Stimme der Ver-

nunft: Er muß ihr die Hand reichen, seine Kindespflicht, seine Verhältnisse fordern ihn dazu auf. Solltest du ihm sein ohnehin so schweres Opfer noch mehr erschweren wollen? Nein! Liebe ist stark und mächtig, sie duldet alles! Dulde für den Geliebten, Luise. Entferne dich von Waldstein, vielleicht daß deine Entfernung ihm den schweren Schritt erleichtert.

Ich entdeckte Charlotten meinen Entschluß. Gute großmüthige Seele, sagte sie: Gesegnet sey dein Entschluß, schön ist das Opfer, das du der Liebe, das du der Pflicht darbringst.— Dulde und harre, das sey mein Seegen über dich. Auch ich dulde still, auch ich harre voll Ergebung der seeligen Stunde, die mich in der beßern Welt mit meinem Franz vereint. —

Sie nahm ihre Guitarre und sang:

Wiedersehn,
Wo des Himmels Palmen wehn!
Du nur heilst der Trennung Wunde,
Machst uns leicht die schwere Stunde,
Wenn wir auseinander gehn!
Wiedersehn!

Wiedersehn,
Dort wo die Verklärten stehn!
O zu niegefühlten Freuden
Wandelst du der Sehnsucht Leiden,
Wenn der Todten stille Gruft
Einst uns ruft.

Wiedersehn,
Wo die Stürme nicht mehr wehn!
Wo die Siegerkrone glänzet,
Die den treuen Dulder kränzet,
Wo nicht Schicksal, Grab und Tod
Trennung droht.

Wiedersehn!
Deine Freuden laß mich sehn,
Wenn ich einsam und alleine
Um den Frühentrißnen weine,
Wehe der Verlaßnen du
Kühlung zu!

Wiedersehn,
Wo des Himmels Palmen wehn! —
Wenn des Westes leiser Flügel
Wiegt das Gras auf meinem Hügel,
Werd' ich froh dort oben stehn, —
Wiedersehn!

So sang sie, und auch in meiner Seele ward es lichter durch den Gedanken an Gott und Unsterblichkeit. Ich kehrte beruhigter zu meinem

Onkel zurück, entdeckte ihm meinen Entschluß, und bat ihn um seine Einwilligung und fernere Unterstützung. Er schloß mich zärtlich an sein Herz, und er äußerte mir offenherzig, es sey ihm sehr lieb, daß ich ihm mit meiner Bitte zuvorgekommen sey. Sein alter Freund Sendenberg hätte bemerkt, daß Adolph, seit seinen Besuchen bei uns, noch kälter gegen die Gierbach geworden sey; da ihm an der Verbindung seines Sohnes alles liege, so wünschte er sehr, daß ich auf eine geschickte Weise entfernt würde. — Mein Onkel schlug mir O**, wo wir einige Verwandten haben, vor, ich willigte gleichgültig ein. Was kümmert mich der Ort, wo meine Hülle umherwankt, da meine Seele einzig bei dem Geliebten weilt! — Ich blieb nur wenige Tage noch in Waldstein, und reißte von dem Onkel begleitet ab. Er führte mich selbst hieher nach O**, und empfahl mich unsern hiesigen Verwandten sehr angelegentlich. Auch führe ich, was meine äußere Lage betrifft, ein bequemes sorgenfreies Leben, da die Güte des Onkels mich so reichlich unterstützt, daß ich, ohne hier jemanden zur Last zu fallen, auf eine sehr anständige Weise leben kann. — Nur er fehlt mir, der Geliebte meines Herzens, ach an sei-

ner Hand würde mir das Leben sanft dahin gleiten, im Arme der Liebe und der Treue würden wir, auch bei mäßigem Auskommen, zufrieden, glücklich seyn; doch ich soll nur entbehren und entsagen, so will es mein Schicksal, und früh schon daran gewöhnt, ergebe ich mich in die höhere Leitung. — Ich dulde und hoffe.

Luise.

Luisens Hoffnung siegte, und eine schönere Zukunft lohnte die frühzeitige Dulderin. Sie brachte den Winter in O** zu. Ihre meiste Unterhaltung gab ihr der Briefwechsel mit Charlotten und Augusten. Durch Charlotten hatte sie bald nach ihrer Ankunft zu O** Nachricht von dem Mißverständniße erhalten, worin Adolph über die Veranlassung ihrer schnellen Abreise schwebte. Das tugendhafte liebende Mädchen schrieb sogleich selbst mit zitternder Hand an Adolph, erklärte ihm, daß sie Ferdinanden nicht einmal dem Namen nach kenne, und noch vielweniger weder sie, noch ihr Onkel einen Brief oder sonst die mindeste Nach-

richt von ihm erhalten hätten; sie versicherte ihn, bei ihrer Liebe zu ihm, daß sie, wie wir wissen, selbst den Entschluß gefaßt habe, sich von Waldstein zu entfernen, um ihn desto eher zur Erfüllung seiner Kindespflicht zu vermögen, indem sie überzeugt wäre, daß unter den bestehenden Verhältnissen eine Verbindung unter ihnen unmöglich seyn würde. Sie versicherte daß sie nie aufhören würde ihn zu lieben, ja daß sie sogar seine Verbindung mit der Gierbach als ein Opfer, das er nicht nur seinen Eltern, sondern auch ihr selbst darbrächte, betrachten würde.

Adolph erkannte mit Beschämung das Unrecht, das er seinem Herzensfreunde Ferdinand durch seinen Argwohn zugefügt hatte, aber noch viel tiefer fühlte er sein Unglück, geliebt zu seyn, und zu lieben, ohne Vereinigung hoffen zu dürfen. Glückliche Liebe ist ein festgewurzelter Baum, reich an Blüthen und Früchten der Freude und des Glückes, immer grünend, wie der Pomeranzenbaum, trägt er die reife goldene Frucht neben der erst sich entfaltenden Blüthe, der Genuß der Gegenwart verbürgt die Hoffnung einer gleich schönen Zukunft! Seine Zweige sind

ein sicheres Obdach gegen die Stürme der Zeit, und geben erquickenden Schatten in der Hitze des Tages. Unglückliche Liebe gleicht dem Giftbaume, unter welchem jedes Leben, jede Freude dahin stirbt, und jede Blume des Geistes, jede Blüthe der Hoffnung schnell dahin welkt.— Adolphs Entschluß, die väterlichen Gefilde zu verlaßen, verschwand durch Luisens Brief; er gelobte es der Geliebten feierlich, ihr das Opfer das sie verlangte, zu bringen, und Friederiken von Gierbach seine Hand zu reichen. Er glaubte von allem Lebensglücke auf immer Abschied zu nehmen, als er sich hiezu entschloß, seine Stimmung ward ernst und finster, seine Kräfte schwanden sichtbar dahin; sein Gesicht zeigte Spuren des Kummers. Er fiel in eine schwere Krankheit, von welcher er erst nach ein Paar Monaten genas. Sein Vater, seine Mutter, seine Brüder wichen nicht von seinem Bette, sie pflegten ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt. Die liebevolle Theilnahme der Seinigen trugen noch mehr dazu bei, Adolphs Entschluß zu befestigen. Einst an einem Morgen saß der Genesende im Kreise seiner Familie, und erklärte, daß er jetzt, so bald er gänzlich hergestellt seyn würde, um Gierbachs Tochter förmlich anhalten

ten wollt. Er zeigte seinen Eltern Luisens Brief. Die biedern Alten wußten nicht, ob sie sich mehr über den Entschluß des Sohnes freuen, oder den Edelmuth und die Herzensgüte Luisens bewundern sollten: „Wahrlich, sagte der alte Sendenberg; ich nähme sie lieber zur Schwiegertochter als die Gierbach, aber Gott weiß es, daß es nicht seyn kann. — Adolph blieb bei seiner düstern Stimmung. Bald darauf kam Dornhelm von Waldstein herüber. Der alte Sendenberg erzählte ihm voll Freude, daß Adolph sich endlich fest entschloßen habe, um die Gierbach zu werben. Dornhelm schüttelte bedenklich den Kopf und schwieg: Sendenberg fragte seinen Freund, warum er, der doch zur Beförderung dieser Verbindung selbst seine Nichte entfernt hätte, jetzt nicht mehr wie sonst für die Sache gesinnt zu seyn scheine? — Weil die Lage der Sache sich geändert zu haben scheint, erwiederte Dornhelm. — Wie so? fragte Sendenberg schnell. — Dornhelm sagte: So sehr auch eure Verhältniße eine reiche Parthie für deinen Sohn fordern, so wird er doch schwerlich auch auf seine Ehre dabei Verzicht thun müßen. — Was soll das heißen, Dornhelm? fragte Sendenberg mit einem derben Weidmanns-

fluche. Je nun, man spricht beinahe laut davon, daß Friederikens zu große Vertraulichkeit mit dem Prinzen von ***, nicht ohne Folgen geblieben sey. — Könntest du auf eine solche Verbindung deines Sohnes den Wohlstand deiner Familie gründen wollen? —

Der alte Sendenberg horchte hoch auf. Es kränkte ihn tief, einen Lieblingsplan, deßen Erfüllung ihm ein ruhiges Alter gewährt hätte, aufgeben zu müßen, allein sein Ehrgefühl überzeugte ihn sogleich, daß in diesem Falle jede weitere Bewerbung unterbleiben müßte. Indeßen beschloßen die beiden Freunde, die Sache noch für sich zu behalten. Nicht lange darauf kam ein Brief des alten Gierbachs an den alten Sendenberg. Gierbach erinnerte unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken an den vormals geäußerten Wunsch einer Verbindung mit seiner Familie, dann folgte eine Spezifikation seines Vermögens, das seine Tochter jetzt und künftig erhalten würde, ein förmlicher Antrag, mit der Aeusserung, daß die Verbindung gewißer Ursachen halber bald vor sich gehen müßte, machte den Beschluß des Briefes. Nun hielt Sendenberg das Gerücht für gegründet, sein Zorn

erwachte in seiner ganzen Stärke, und Gierbach erhielt eine Antwort, die gegen seinen glatten schmeichelnden Ton gewaltig abstach.

Während jetzt Adolph im Gefühle seiner Freiheit neu auflebte, und die Hoffnung neue Heiterkeit auf seinem Gesichte verbreitete, hatte sich auch für Luisen der Himmel aufgeklärt, und die ruhige Ergebung, die willige Entsagung der frühzeitigen Dulderin sollte belohnt werden.

Ferdinand Bildmann, mit welchem sein Jugendfreund Adolph sich bald wieder ausgesöhnt hatte, war seit Adolphs erster Bitte unaufhörlich bemüht, Nachrichten über Gustavs Leben und Aufenthalt zu erlangen. Seine Bemühungen waren nicht fruchtlos, er erhielt bald die Nachricht, daß Gustav von Bendau Eigenthümer einer großen Pflanzung in Pensilvanien sey, und einen reichen Anverwandten beerbt habe.

Ferdinand hatte kaum diese erste Kundschaft erhalten, als er sich sogleich an Gustav selbst wandte, und ihn bat, seiner um ihn bekümmerten Schwester Nachricht zu ertheilen.

Gustav erstaunte nicht wenig, als er diesen Brief von Ferdinanden erhielt. Als er sich aus dem Vaterlande entfernte, lag Luise höchst gefährlich an den Pocken krank. Die letzte Nachricht, die er über sie erhielt, war, daß die Aerzte ihr das Leben abgesprochen hätten. Gustav beweinte seine Schwester als todt, und da er nun nichts mehr zu haben wähnte, das ihn an sein Vaterland knüpfte, so brach er alle Verbindung mit Landsleuten ab, und lebte für sich in Amerika. Der Versuch, das Glück, das er in der alten Welt nicht finden konnte, in der neuen aufzusuchen, war ihm nicht fehl geschlagen. Er erreichte mit dem wenigen, was er vor seiner Abreise hatte zusammen bringen können, Boston; hier erhielt er die frohe Nachricht, daß sein Anverwandter noch lebe, und in der Gegend von Philadelphia sich aufhalte. Gustav eilte auf den Flügeln der Hoffnung dahin. Er fand einen ehrwürdigen Greis, dessen Miene nur Wohlwollen und Güte verkündete, und der über die Ankunft eines Anverwandten und Landsmannes sehr erfreut war. Die liebevolleste Aufnahme, die beste Pflege fand Gustav bei dem Greise, welcher ihn mit jedem Tage mehr lieb gewann, ihm seine Geschäfte,

die Aufsicht über die Pflanzer, über die Rechnungen anvertraute, und ihn ganz als Sohn behandelte. Da der Greis weder Gattin noch Kinder mehr hatte, so setzte er Gustaven zum einzigen Erben seines großen Vermögens ein, und schlummerte bald darauf in den Armen desselben, in eine bessere Welt hinüber.

Gustav war bereits in dem Besitze des sehr großen Vermögens, als er Ferdinands Brief erhielt. Innig erfreut, daß Luise noch lebe, und daß er durch seine jetzige Lage sie glücklich zu machen vermöge, faßte er den Entschluß, sich selbst wieder nach Europa einzuschiffen, und mit Luisen im Vaterlande das Glück zu theilen, daß er in der neuen Welt gefunden hatte. Der Vorsatz reifte bald zur That, er meldete Ferdinanden kurz zuvor seine Gesinnung, dann setzte er sein Vermögen zu Boston in Wechsel um, ließ einem vertrauten Freunde den Auftrag zur Veräußerung seiner liegenden Güter zurück, und schiffte sich mit froher Erwartung nach Europa ein.

Luisens Ueberraschung, ihre Freude war unbeschreiblich, als sie durch Ferdinand die

Nachricht erhielt, daß ihr Bruder noch lebe, und sich in den glücklichsten Umständen befinde. Mit neuem Strahle lächelte die Hoffnung sie wieder an, und ein höheres Roth flog über ihre Wangen, wenn der Gedanke an ihren Adolph, den sie ohne dieß jetzt wieder frei von der Gierbach wußte, in ihrer Seele erwachte.

Auch Adolph, der durch seinen Freund Ferdinand Bildmann die frohe Bothschaft vernommen hatte, überließ sich der frohesten Hoffnung, Luisen die Unvergeßliche Ewigtheure, noch sein nennen, und an ihrer Hand durchs Leben wandeln zu können. Unter diesen frohen Hoffnungen der Liebenden floßen einige Monate sanft und heiter dahin.

Einst war Luise, jedoch ohne daß Adolph noch sonst jemand aus Felsheim es wußte, zum Besuche in Waldstein bei ihrem Onkel. Sie saß eben mit Charlotten im Abhange eines Hügels, wo eine Quelle aus Felsenstücken herabschäumte, und einen kleinen Wasserfall bildete. Die Mädchen waren mit Stricken beschäftigt, und in trauliche Gespräche vertieft. Ein schwarzer Schleier hieng, halb zurück geschlagen, von

Luisens Sommerhütchen herab, und verbarg ihr Gesicht. Plötzlich hörten die Mädchen Fußtritte ganz nahe bei sich, schnell zog Luise den Schleier ganz über das Gesicht, und Charlotte flüsterte ihr zu: es ist Adolph.

Luise zitterte, ihr Herz schlug hoch auf von wechselnden Gefühlen, als der Geliebte sich nahte, er ahndete die Nähe der Geliebten nicht, und er kannte sie auch nicht in der damals so ganz neuen Amazonenkleidung. Er redete Charlotten an, und fragte, ob Herr von Dornhelm zu Waldstein wäre. Charlotte erwiederte: Ja, und eben, als sich Adolph bei den Mädchen verabschieden wollte, drang sein Auge durch den Schleier, der Luisens Gesicht verhüllte. Schnell schütterte die Ahndung der Geliebten durch seine Glieder, und er stand wie angewurzelt. Irre ich nicht, sagte er endlich, so sehe ich hier Fräulein von Bendau? — Sollte oder konnte Luise sich verläugnen, sie, die selbst in dem Anblicke des Geliebten verloren war, in deren Brust ein Meer von wechselnden Empfindungen flutete? Ich bin es, sprach sie leise, und bot ihm die Hand. Adolph drückte die Hand an seine Lippen, an sein Herz, er schlang seinen Arm

um die edle schlanke Gestalt, und Thränen flossen über seine Wangen herab. Auch Luise weinte Thränen der Freude und des Schmerzens an der Brust ihres Adolphs, sie schlug den Schleier zurück, um ihre Thränen zu trocknen. Adolph drückte den ersten Kuß unschuldiger Liebe auf Luisens Lippen, und Arm in Arm, Herz an Herz vergaßen sie die trübe Vergangenheit, und die noch dämmernde Zukunft. Sie fühlten sich seelig im Genuße der Gegenwart.

Adolph lagerte sich neben Luisen und Charlotten auf den Rasen an der rauschenden Quelle, ihre Herzen hatten sich geöffnet, sie überließen sich den süßesten Hoffnungen einer glücklichen Zukunft, und selbst Charlotte munterte die Liebenden zur Hoffnung auf. Jetzt hörten sie den Onkel hinter sich sprechen, sie wandten sich um, er war es mit einem Manne in Reisekleidern. Luise! rief der Fremde mit lautem Entzücken. Gustav! rief Luise: sie stürzten sich in die Arme, reichlich träufelten die Perlen der Freude über die Wangen herab. „Wirst du mir verzeihen? sprach Gustav bittend; Luise drückte ihn fest an ihre Brust, Thränen erstickten ihre Worte, aber er fühlte in ihrer Umarmung, daß sie ihm verzeihe.

So

So wie die Flut der Gefühle sich legte, und eine ruhigere Freude an ihre Stelle trat, sagte Gustav zu Adolph: Sie lieben meine Schwester, ich weiß es, daß Luise Sie wieder liebt. Helfen Sie mir das Unrecht, das Luise durch meinen ehemaligen Leichtsinn erduldete, wieder gut machen. Ich hoffe durch mein Vermögen, die Einwilligung ihrer Eltern so gut zu verdienen, als Herr von Gierbach. Eine einzige Bedingung verlange ich zum Voraus.

Und diese ist? fragte Adolph schnell.

Lassen Sie das waldige Felsheim einem ihrer Brüder, und wohnen Sie mit Luisen zu Friedenhain!

Gustav, lieber Gustav! wäre das möglich? sagte Luise entzückt:

„Ja, meine Liebe, ich habe das Erbtheil unserer guten Eltern wieder eingelößt, und es ist nun Dein Eigenthum, ich schenke Dir dieses Dein Lieblingsörtchen als Hochzeitgabe.— Doch laßen Sie uns bald zu Ihren Eltern gehen, Herr von Sendenberg!“

Mit der herzlichsten Freude seegneten die guten Alten das Band der Liebenden, Gustav brachte ihre Angelegenheiten bald in eine so gute Ordnung, daß die Eltern einem ruhigen Alter entgegen sehen konnten. Auf seinen Rath wurden die ungeheuren Waldungen um Felsheim, die blos dem Wilde zum Aufenthalte gedient hatten, gelichtet, und mehrere sehr große Strecken ganz ab-

getrieben, und in fruchtbare Korngefilde umgeschaffen, so daß die Familie Seudenberg in kurzer Zeit zu einem ziemlichen Wohlstande gelangte.

Adolph und Luise wurden zu Waldstein von Charlottens Vater getraut. Dornhelm übernahm die Ausrichtung der Hochzeit. Kurz vor der Trauung trat er in das Zimmer der holden Braut, und sagte: Ich muß dir doch auch eine Hochzeitgabe bringen, die deinem Herzen theuer seyn wird. Er gieng wieder fort, und trat gleich darauf an der Hand seiner Gemahlin wieder herein. „Wir sind versöhnt:" sagte er und Luise sank weinend ihrer eben so gerührten Tante in die Arme. Bald darauf kam Gustav an — Charlottens Hand. Hier bring ich dir die Freundin als Schwester, nimm sie gerne auf, sagte Gustav, und eine neue Wonnescene begann. Jetzt erschien Adolph die Braut zum Altare zu führen. Schon wartete in Dornhelms Schloßkapelle der ehrwürdige Greis, Charlottens Vater. Ein feierlicher Gesang begann, voll heiliger Rührung sprach der Greis, mit zitternder Stimme, über die zwei liebenden Paare den Seegen des Himmels aus, dessen reiche Erfüllung ihnen noch jetzt im Arme der Treue, und im Reihen gutgearteter Kinder das höchste Glück gewährt, das die Erde gewähren kann, — das Glück tugendhafter Liebe und zufriedener Häuslichkeit.

Andenken

an

drei große

verstorbene Deutsche

Mit feierlichem Ernste und rücksichtsloser Wahrheitsliebe führt Klio den Griffel, die Thaten der Sterblichen dem Staube der Vergeßenheit zu entreißen, und der spätesten Nachwelt zu überliefern. Aus ihrer Hand erhält das Verdienst seine Krone, in ihrem Schutze lebt es durch Jahrtausende fort, und durch sie windet die dankbare Nachwelt den Kranz, den verblendete Zeitgenoßen so oft dem Edeln verweigerten. Sie ist es, die, durch, vollendete Muster den Trieb nach großen edeln Thaten weckt und nährt, die uns den Weg zu jener Größe zeigt, die dann noch bleibt, wenn alle Erdenhoheit schwindet, — die gerade dann erst sich in voller Blüthe entfaltet, wenn die flimmernde Krone, wenn die furchtbare Macht nicht mehr täuschen und blenden, oder die Freiheit des Urtheils hemmen und zurückschrecken kann. Wohl dem, der sich auf Klio's Rollen ein Denkmal edler Größe errichtete! ihn seegnen, ihn bewundern kommende Geschlechter, sein Vorbild leuchtet und wärmt mild wie die Frühlingssonne, an deren wohlthätigem Strahle der Saame des Guten zu seegnenden Früchten emporreift.

Mannigfaltig ist der Weg zur Größe! Groß nennt man den Helden, der in der gefahrvollesten Schlacht als Sieger besteht, vor dessen besonnener Kühnheit alles zurückweicht, dem selbst die Mächtigen sich beugen müßen; groß ist er, wenn nicht Ruhmsucht und Stolz, sondern abgezwungene Vertheidigung ihn ins Schlachtfeld ruft, und wenn er gerne das Schwerdt senkt, wo ein ehrenvoller Friede den Gräueln des Krieges steuern kann. Aber, kann man seine Größe sich denken, ohne daß die Menschlichkeit trauert, weil der Obelisk jedes Helden auf Leichname gegründet ist? — Groß ist der Landesvater, der Führer des Volkes, der durch weise Gesetze, durch treue Gerechtigkeitspflege, durch rastlose Thätigkeit für Veredlung und Beglückung seines Volkes wacht und würkt, ihn seegnet die Menschheit ohne traurige Rücksichten, sein Lob wird durch keinen Seufzer unterbrochen, für ihn fließen nur Thränen des Dankes, der heiligen Liebe. Groß sind aber auch die Weisen im Volke, die voll heißer Liebe für das Wahre Gute und Schöne, mit rastlosem, nicht Anstrengung und Mühe scheuendem Eifer, in ihrer stillen Einsamkeit, oder im Gewirre des großen Weltlebens, Werke des Geistes vollenden, wodurch die Bildung und

Veredlung der Menschheit, die Verbreitung des Wahren, Guten und Schönen befördert, der Muth zu edelm Thun erweckt, und ein heiliger Eifer für wahre Größe entflammt wird. Sie errangen sich selbst die Krone der Unsterblichkeit, aus ihren eigenen Schöpfungen geht ihre Größe hervor, und ihr Name wird nie ersterben, nie ganz untersinken im Laufe der Zeit, so lange das Gefühl für das Wahre, Gute und Schöne, gleich dem heiligen reinen Feuer auf dem Altare der Vesta, in dem Busen der Sterblichen glüht!

Heil Euch, ihr drei großen Zierden meines Vaterlandes, Klopstock! Herder! Kant! eure Namen wird die Flut der Zeit nicht wegspühlen, eure Werke wird der Wurm der Zerstöhrung nie zernagen, und euer Lorbeerkranz wird nie verwelken, eine dankbare Nachwelt wird selbst die leichten Mehlthaustreifen wegwischen, die Neid oder Undank und eitler Dünkel, jedoch nicht ungestraft von dem bessern Theile eurer Zeitgenoßen, darauf zu streuen suchte. Klopstock! Herder! Kant! Welcher Deutsche, der sie kannte, — und welcher, der nicht gebohren wurde als eben Apollo zürnte, kannte sie nicht? — fühlt nicht ein hohes stolzes Gefühl

sie sein, Söhne seines Vaterlandes nennen zu können? Klopstock, den großen Sänger der Messiade, die seiner Leier die Stelle zwischen Homer und Milton anwies — den Sänger Hermanns, des deutschen Helden, den großen warmen Freund des Vaterlandes; den großen Bildner unserer Sprache, die durch ihn Fülle und Kraft, Erhabenheit und Würde erhielt! Herder, den Weisen, den Sänger, den Forscher in den bestäubten Rollen der Vorzeit, den Beförderer der reinsten Humanität, den Menschlichsten unter den Menschen? Kant — den tiefen Forscher im Allerheiligsten der Wahrheit, der anspruchlos und stille, Weisheit, Sittlichkeit förderte, und die Freiheit des Denkens dem menschlichen Geiste gerade dadurch eröffnete, daß er ihm seine Schranken anwies! —

Es sey dem Verfaßer dieses Taschenbuches, das der Muse der Geschichte mitgeweiht ist, vergönnt, einige Blumen auf das Grab dieser großen Todten, die in einem so kurzen Zeitraume nach einander in die Ewigkeit übergiengen, hinzustreuen, und seinen Lesern etwas über diese Zierden des Vaterlandes, über ihr Leben und ihre Werke mitzutheilen. Er ist weit entfernt

zu glauben, daß seine Kräfte hinreichen würden, die schwere Rolle des eigentlichen Biographen oder des Lobredners dieser großen Männer übernehmen zu können, seine Absicht geht nur dahin, ihnen in seinem Werkchen ein schwaches Denkmal der Bewunderung und des Dankes, wozu er sich bei jedem Gedanken an die Vollendeten verbunden fühlt, zu errichten, und seine mit ihm gleichfühlenden Leser an das Leben und Würken der großen Männer zu erinnern.

Denkmale von Erz und Stein bedürfen sie nicht. Wer könnte unserm Klopstock ein herrlicheres Denkmal errichten, als er sich selbst durch seine Messiade gesetzt hat? Mag seine Hülle modern unter der friedlichen Kirchhoflinde an Meta's Seite — sein Name wird leben, so lange noch Deutsche sind. — Spürt nach in Herders eignen Untersuchungen, wie die Alten den Tod gebildet, forscht und vergleicht die lieblichsten Bilder, womit der Grieche des Todes schreckliche Aussenseite verhüllte, und den Entschlafenen ehrte; -- kein kühner Dichtergedanke, kein Meissel Canova's wird im Stande seyn, ihm durch Büsten und Sarkophage ein bleibenderes Denkmal zu stiften, als — seine Ideen zur Geschich-

te der Menschheit, seine Briefe zur Beförderung der Humanität. — Sucht ihr ein Denkmal für Kant? — Kein Basrelief, worauf ihm Sokrates und Plato am Gestade Elysiums die Hand reichen, nicht Minerva selbst, noch ihr Schild und ihre Eule, nicht Spiegel und Sonne, und was man sonst als Attribute der Weisheit an Grabmälern aufthürmt, können den tiefdenkenden Forscher so sehr verewigen, als er sich selbst durch seine Kritik der reinen Vernunft verewigte. — Das ist das Eigenthum wahrer Größe, daß sie ganz auf sich selbst beruht, und wie der Wundervogel der Alten, nach Jahrhunderten und Jahrtausenden, immer wieder mit neuer Schöne hervorglänzt. Homer und Ossian sie wallen lange schon in Elysium oder Walhalla, in die Winde zerstreut ist ihr Staub, aber noch leben sie; wen die Iliade entzückt, wer mit Fingal über die Gräber der Helden wandelt, o der sieht die ernsten Sänger mit den goldenen Harfen an sich vorüber wandeln, der lebt und fühlt und genießt mit ihnen, und bringt den reinsten Dank, volle Bewunderung und Liebe zum Opfer dar. —

Andenken an Klopstock.

Es blüht die Linde, welche der heiligsten
Der Todtengrüfte kühlenden Schatten beut,
Wo an der Frühentrißnen Seite
Friedlich der Sänger Siona's schlummert.

Auf deinen Schwingen, mächtiger Phantasus,
Den steiler Felsen eherne Scheidewand,
Und selbst die Kluft erzürnter Wogen
Nimmer im Fluge zum Ziele hemmen;

Auf deinen Schwingen eil' ich zur Stätte hin,
Wo, Frieden strahlend, dämmerndes Mondenlicht,
Durch engverschlungne Lindenäste,
Zittert auf Garben von Waizenhalmen.

Hier will ich weilen, wo der Vollendete
Dem Staub zurückgab, was einst des Staubes war,
Hier thaut das Auge, tieferschüttert
Schauert die Seele voll ernster Wehmuth.

Hier ruht der Sänger, welchem Siona selbst
Die Engelharfe, lächelnden Blickes, bot,
Den Großen Göttlichen zu singen,
Welchen anbetend die Himmel feiern.

Er nahm die Harfe; heil'ge Begeisterung,
Wie der Verklärung herrlicher Strahlenglanz,
Floß auf sein Antlitz; kühn durchwühlt' er,
Mächtig erschütternd die goldnen Saiten.

Hoch wie der Adler, über die Wolken hin
Ins Ungemeßne, muthvoll den Fittig schwingt,
So schwang er sich im kühnen Fluge
Bis zu dem Throne des Unerschaffnen.

Der Mäonide, Milton und Ossian,
Sie horchten, staunten; — eines Gefühles voll
Entnahmen sie dem Haupt die Lorbeern,
Froh sie zu spenden Siona's Sänger. —

Was groß und gut ist, was über Welt und Stand
Den Sohn des Staubes hebet, was höher ihn
Empor zum Unerschaffnen leitet,
Sang er mit göttlicher Kraft und Salbung. —

Hier ruht ein Barde! Windet von Eichenlaub'
Ihm seine Krone, Söhne Germaniens!
Er sang mit Glutgefühl den Helden,
Welcher die römischen Adler stürzte.

Er sang der Freiheit fröhlich ein hohes Lied,
Und strafte muthig Stolz und Tyrannengrimm,
Doch von der Zwietracht blutgen Gräueln
Wandt' er mit Abscheu den Blick voll Thränen!

Zu großen Thaten, werth der Unsterblichkeit,
Und werth der Krone, welche dem Sieger dort
Am Palmenziel' Eloah spendet, —
Ruft er im Liede die Söhne Deutschlands.

Nun ruht er friedlich, wo die Geliebte ruht,
An Cidlis Seite schlummert sein Silberhaupt,
Wo aus der Linde Blüthenzweigen
Säuseln die Weste, wie Harfennachhall.

O ruh in Frieden, heiliger Sänger, leicht
Sey dir der Erde lockeres Bette, das
Die Hülle umschließt; denn aufwärts eilte —
Himmelan schwebte die freie Seele.

Nun wallst du droben, singest im höhern Ton,
Zur Engelharfe, den Unaussprechlichen,
Und die erhabnen Geister stimmen
In die Gesänge des neuen Bürgers.

Dort wallet Meta freundlich zur Seite dir,
Die Frühverlohrne ist nun auf ewig dein!
Umweht von Himmelspalmen lohnt dich
Ewig die Wonne der reinen Liebe.

Nun bist du Vater! Siehe im Lichtgewand'
Verklärter Geister, nahet sich dir der Sohn,
Den sie, dir nicht gebähren konnte, —
Naht sich, — und betet mit dir am Throne!

O ruh im Frieden heiliger Sänger! Dir
Ergrünt ein Lorbeer, welchen kein Sturmwind beugt,
Dein Name stirbet nicht, dein Ruhm ist
Fester gewurzelt denn Wodans Eiche!

Dich seegnet dankend jeglicher Deutsche, dem
Für Gott und Tugend Liebe den Busen dehnt;
Er spreche Hohn den stolzen Knaben,
Welche den heiligen Sänger höhnen.

Wenn ihres Klingklangs tändelnder Wörterschwall,
Und ihre Namen, sanken in Lethestrom,
Wird noch Siona's großen Sänger
Staunend der Enkel des Enkels feiern.

Klopstocks Leben.

Der große Sänger des vollendetesten epischen Gedichtes, das Deutschland aufweisen kann, Friedrich Gottlieb Klopstock wurde den 2 Jul 1724 zu Quedlinburg gebohren. Er verlebte einen Theil seines Knabenalters zu Friedeburg und in den schönen Gegenden dieses im brandenburgischen Antheile von Mansfeld gelegenen Ortes, welches sein Vater, der Kommissionsrath zu Quedlinburg war, einige Jahre gepachtet hatte. Hier machte er den Anfang mit

KLOPSTOCK.

den ersten Schulkenntnißen unter der Anleitung eines Hauslehrers. Im dreizehnten Jahre zog er wieder mit seiner Familie nach Quedlinburg, und besuchte das dortige Gymnasium. Im sechszehnten Jahre kam er auf die sächsische Fürstenschule Pforte, und nun erst begann der junge Klopstock, den ernstern Wissenschaften, dem Latein und dem Griechischen mehr vorzüglichen Fleiß und Aufmerksamkeit zu widmen. Hier auf der Schulpforte entwickelte sich sein Charakter als Mensch und Dichter, hier, wo er noch aufblühender Jüngling war, gewann er schon Festigkeit. Das Studium der alten klassischen Schriftsteller, diese reichhaltige Quelle des Wahren und Schönen, war seine vorzügliche Beschäftigung, und er hatte das in den damaligen Zeiten noch seltenere Glück, in dem Rektor Friedrich Gotthelf Freitag einen Lehrer zu finden, der mit gründlichen Sprachkenntnißen auch Geschmack vereinte. Hier fieng Klopstock schon an zu dichten, unter andern poetischen Versuchen sang er Schäfergedichte. Hier erwachte schon der kühne Gedanke in dem Jünglinge, eine Epopöe, von welcher Gattung von Gedichten Deutschland damals noch nichts aufweisen konnte, zu verfassen. Die erste Veranlaßung dazu war — Virgils Aeneide,

sein Lieblingsgedicht, für welches er die größte Hochachtung hegte, und das Gefühl des Ruhmes, welchen der Deutsche erndten würde, der solch ein Werk, aufstellte, worin Deutschland noch den übrigen Nationen nachstand, begeisterte den Jüngling zu dem kühnen Entschluße, selbst Hand an dieses große Werk zu legen. Lange war er verlegen über die Wahl des Helden zu seinem Gedichte, endlich behielt der Messias das Uebergewicht.— Klopstock blieb bis zum Herbste des Jahres 1745 auf der Schulpforte, und gieng nach Jena, um sich dort der Theologie zu widmen. Wie unvergeßlich ihm der Aufenthalt auf der Schulpforte war, zeigte Klopstock noch als Greis, denn als die Prachtausgabe seines Messias, bei Göschen in Leipzig, vollendet war, sandte er sie dahin, und verordnete für seinen dortigen Lieblingslehrer, den Konrektor Stübel eine rührende Todtenfeier, und Weihe seines Messias, welches im Jahre 1800 auf eine sehr feierliche Weise von den Lehrern und Lernenden ausgeführt wurde.— Ein Paar Jahre später begieng diese Erziehungsanstalt auf eine ausgezeichnete würdige Weise die Todesfeier der Krone ihrer Zöglinge,— Klopstocks selbst.—

In Jena theilte Klopstock seine Zeit zwischen den akademischen Vorlesungen, und seiner Muse, ja, er soll hier die drei ersten Gesänge seiner Messiade gedichtet haben. Interessant ist zugleich auch hier die Bemerkung, daß Klopstock Miltons verlohrnes Paradies erst kennen lernte, als er sich schon für den Messias zum Stoffe seines epischen Gedichtes entschieden hatte, denn viele behaupteten, daß Klopstock erst durch Milton auf die Idee einer Epopöe geleitet worden sey. Vollkommen richtig, und für jeden mit Milton bekannten Leser der Messiade anschaulich gewiß ist es, daß Klopstock Miltons verlohrnes Paradies sobald er es kennen gelernt hatte, zu seinem vorzüglichsten Studium machte, und wohl mehreres dem Britten nachbildete, allein Kenner des Homers können übrigens, bei Lesung der Messiade, ähnliche Beobachtungen machen. Ferne sey es von dem Verfasser, Klopstocks Ruhm und Verdienste durch diese Bemerkung nur im mindesten schmälern zu wollen, denn — des großen Vorgängers werth zu seyn, ihn wohl bisweilen zu übertreffen, ist dieß kein Verdienst, und ist dieß nicht in mehreren Stellen des Messias der Fall? —

Nicht lange gefiel es Klopstocken in Jena, er gieng schon im folgenden Jahre 1746 mit seinem Vetter Schmidt aus Langensalza (nachmals Geheimerrath zu Weimar) auf die Universität Leipzig. Hier trat er mit mehrern Freunden der Dichtkunst in Verbindung, deren damals noch jugendliche Versuche schon einen bessern Genius für Deutschland verkündeten, der wie die Taube des Noah, eine endliche Erlösung von den Wasserfluthen eines Gottscheds, Schönaichs und Konsorten verkündete. Bekannt und zum Theil auch jetzt noch gefeiert sind die Namen eines Rabners, Andreas Cramers, Adolph Schlegels, Zachariäs, Gärtners, Kästners, Gieseke's und anderer. Jetzt fieng Klopstock auch an, ausser der epischen Dichtkunst, auch der höhern lyrischen Gattung, dem Fluge der Ode sich zu weihen, um diese Zeit erfand er auch den deutschen Hexameter für seinen Messias, dessen erste Gesänge er bisher nur in Prosa entworfen hatte.

Im Jahre 1748, in welchem Klopstock, auf Anrathen seiner Freunde, die drei ersten Gesänge seines Messias, jedoch ohne sich zu nennen, in den bremischen Beiträgen dem Publikum vorlegte, beschloß er seine akademische Laufbahn,

und hielt sich einige Zeit lang als Erzieher eines Anverwandten Namens, Weiß, zu Langensalza in Thüringen auf. Seine Nebenstunden waren dem Epos und der Lyra geheiligt. Hier entfaltete sich in der gefühlvollen Seele des Sängers die Liebe; er sah die Schwester seines Freundes und Anverwandten Schmidt, er lernte sie kennen, und seine Hochachtung für das schöne gebildete Mädchen ward zur feurigen Liebe. In seinen Oden hat er sie unter dem Namen Fanny verewigt, Allein, der liebende junge Mann fand keine Gegenliebe. Dieß beugte ihn tief,, seine Gesundheit ward zerrüttet, wozu auch sein zu streng anhaltender Fleiß, und wohl auch selbst die ernsten so oft auf Tod und Ewigkeit hinzielenden Ideen seines Werkes mitwürken mochten,— eine tiefe, düstere, in allen seinen Werken der damaligen Zeit unverkennbare Schwermuth befiel ihn, von welcher ihn nur die wohlthätige Hand der Zeit, Reisen, und eine neue glücklichere Liebe nachmals heilte.

Die Messiade machte, von ihrer ersten Erscheinung an, in Deutschland allgemeines Aufsehen; Bewunderer und Tadler erhoben sich, in Journalen und eigenen Abhandlungen wurde

dafür und dawider geschrieben. Merkwürdig für unser gegenwärtiges Zeitalter ist die Bemerkung mehrerer damaligen Theologen, nach welcher Klopstocks Gedicht durch „verwegene Fiktionen" die Religion entweihe, die heilige Geschichte mit Fabeln vermenge, und die rechte Lehre gefährde. Drollig ist die Anekdote, daß ein ehrlicher Landpfarrer sich an den Dichter wendete und ihn um Gottes und der Religion willen bat, daß er doch ja den Abbadonna (einen mit so hinreißender Kraft und Rührung gemahlten abgefallenen Engel) nicht selig werden laße.

Klopstock mischte sich nie in den Streit über sein Werk, beherzigte und benutzte in der Stille das Gute, das ein Lessing, Heß und andere bemerkten, und ließ die Gottschedianer, und die elenden Spottschriften eines Schönaichs und anderer in ihr Nichts zurücksinken, ohne sie einer Antwort zu würdigen.

Der würdige Bodmer, den die Messiade sogar zu einer Nachahmung, zu seiner Noachide begeisterte, rief nun Klopstocken nach der Schweiz, wo überhaupt die Messiade mit einem

hohen Grade von Enthusiasmus aufgenommen worden war. Klopstock reiste im Sommer des Jahres 1750 mit dem Philosophen George Sulzer nach Zürich, und wurde mit der lebhaftesten Freude empfangen. Er wohnte bei Bodmer, der ihm mit seinen Freunden den Aufenthalt in der Schweiz aufs angenehmste zu machen suchte. Klopstock machte mit seinen helvetischen Freunden mehrere kleine Reisen in die benachbarten Kantone, doch widmete er auch einen beträchtlichen Theil seiner Zeit dem Dienste der Musen.

Während Klopstock Helvetiens stärkende Bergluft athmete, hatte ihm sein Messias einen Gönner erworben, dessen Verwendung für das ganze künftige Leben des Dichters wohlthätig entscheidend war. Der Graf Ernst Hartwig von Bernstorff, damals dänischer Gesandter am französischen Hofe, lernte zu Paris, durch den herzoglich gothaischen Kabinetsprediger, Klüpfel, die drei ersten Gesänge des Messias kennen, und da er dadurch auf den jungen Dichter sehr aufmerksam gemacht wurde, beschloß er sich für ihn zu verwenden, um ihn in die Lage zu setzen, das angefangene Werk, ungehindert durch Zer-

streuungen und Sorgen des Broderwerbs, vollenden zu können. Da der Graf bald darauf Paris verließ, und nach Kopenhagen zurückkehrte, so empfahl er dem Oberhofmarschall von Moltke, dem damaligen Günstlinge des Königs Friedrich des fünften, den Dichter, und die Empfehlung hatte die angenehme Wirkung, daß Klopstock von dem Könige nach Kopenhagen berufen, und ihm ein anständiger Jahrgehalt angewiesen wurde, damit er desto ungehinderter und freier sich seinem angefangenen Werke weihen könnte. Klopstock begab im Jahre 1751 sich über Quedlinburg, wo er seine Familie, über Braunschweig, wo er akademische Freunde, und über Hamburg, wo er den Dichter Hagedorn besuchte, nach Dänemarks Hauptstadt. Der Aufenthalt zu Hamburg war noch in anderer Rücksicht höchst wichtig für ihn, denn hier sah er das Mädchen, das er in seinen Gedichten unter dem Namen Cidli verewigte, hier lernte er Meta oder eigentlich Margaretha Moller kennen. Meta war ein geistreiches gebildetes Frauenzimmer, sie war eine bewundernde Leserin des Messias unsers Dichters, in dessen Brust Meta's Vorzüge des Geistes und des Herzens sehr bald die stille Glut heiliger Liebe entzündeten.

Meta's Gefühle stimmten mit den Wünschen des Sängers überein, sie schlossen den schönen Bund jener zärtlichen Liebe, deren Geist uns aus so mancher Ode Klopstocks wie mildes Frühlingssäuseln entgegen weht. Im Jahre 1754 krönte Hymen den Bund der Liebenden, und Klopstock führte die Geliebte des Herzens als Gattin heim.

Im Arme einer zärtlichen Gattin huldigte Klopstock in der Stille den Musen. Schon vor seiner Verheirathung hatte er sehr eingezogen gelebt, und kam sehr selten an den Hof, wo er mit vorzüglicher Achtung behandelt wurde, weil der König ihn hochschätzte, und ihm in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine besondere Gnade zusicherte. Klopstock begleitete den König im Sommer 1751 auf das Lustschloß Friedenburg und auf seinen Reisen nach Holstein in demselben Jahre und 1754. Dasselbe Jahr machte Klopstock mit seiner jungen Gattin eine Reise nach Quedlinburg, um seinen Vater zu besuchen.

Nicht lange genoß Klopstock das unnennbare Glück der Gattenliebe, das schöne Band,

das ihn mit Meta, und durch sie mit den schönsten, reinsten Freuden des Lebens vereinte, wurde zerrissen durch die Hand des unerbittlichen Todes. Der 28. November 1758 war der schröckliche Tag, der die treue Gattin aus den Armen des Geliebten riß, und gerade damals riß, als beide durch ein Pfand ihrer Zärtlichkeit auf das Glück der Vaterfreuden, der Mutterwonne hofften. Meta starb in der schönsten Blüthe der Jahre, an der Entbindung von einem Sohne, der mit ihr wieder zu Grabe sank. — Tief trauerte Klopstock, heftig blutete die Wunde der Trennung, doch sein Trost war Glaube des bessern Lebens, Hoffnung des Wiedersehens. Unter einer majestätischen Linde auf dem Gottesacker des Dorfes Ottensen ruht Meta's irdische Hülle, eine Hecke von Hagedornen zieht sich um den Grabhügel hin. Ihr Andenken erhält ein Grabstein, in einer edeln einfachen Manier aus weißem Marmor gearbeitet. Treu dem von ihm so schön und rührend benützten paulinischen Bilde des Erwachens vom Todesschlafe.

„Wieder aufzublühn bin ich gesät,
Der Herr der Erndte geht,
Und sammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die starben —

erblickt

erblickt man auf dem Steine nichts als zwei unordentlich über einander gelegte Weizengarben; darunter die Aufschrift.

SAAT VON GOTT GESAET
DEM TAGE DER GARBEN ZU REIFEN.
MARGARETHA KLOPSTOCK
ERWARTET DA WO DER TOD NICHT IST
IHREN FREUND IHREN GELIEBTEN IHREN MANN
DEN SIE SO SEHR LIEBT
UND VON DEM SIE SO SEHR GELIEBT WIRD
ABER HIER AUS DIESEM GRABE
WOLLEN WIR MIT EINANDER AUFERSTEHEN
DU MEIN KLOPSTOCK UND ICH UND UNSER SOHN
DEN ICH DIR NICHT GEBAEHREN KONNTE
BETET DEN AN DER AUCH GESTORBEN BEGRABEN
UND AUFERSTANDEN IST.
SIE WARD GEBOHREN DEN 16 MAERZ 1728.
VERHEIRATHET DEN 10 IUNI 1754.
UND STARB DEN 28 NOVEMBER 1758.
IHR SOHN SCHLUMMERT IN IHREM ARME.

Dieß ist Cidlis Denkmal, geweiht von ihrem Gatten, doch der Regen kann die Inschrift verwittern, der Zahn der Zeit kann den Marmor zermalmen, aber der Sänger hat ihr in seinen Oden ein unzerstörbares Denkmal errichtet, das jedem Sturme trotzt, und bleiben wird, so lang es fühlende Herzen giebt, ein Denkmal das nicht auf den Raum ihrer Schlummerstätte beschränkt, sondern überall aufgerichtet ist, wo Klopstocks Name gefeiert wird, — seine Oden an Cidli! — Auch dadurch verewigte Klopstock den Namen seiner Meta, daß er ein Jahr nach ihrem Tode ihre Lieder — denn Meta war selbst eine zart- und tieffühlende Sängerin, — sammelte, und gedruckt herausgab.

Oft wandelte Klopstock zu dem friedlichen Grabe der Geliebten, und als die Bürde der Jahre ihn zu drücken begann, sandte er wenigstens die Freunde, die er besonders liebte und ehren wollte, zu den Weizengarben auf dem stillen Gottesacker zu Ottensee. Jetzt, da auch er die Mühen des Lebens überwand, schlummert auch seine Hülle an Meta's Seite. —

In der Folge verband sich Klopstock mit einer zweiten Gattin, Johanna Elisabeth eine ge-

lohrne Dimpfel, die ihm mit thränenvollen Blicken in das Grab nachsah. — Im Jahre 1771, nach der Entlaßung seines großen Gönners und Freundes, des dänischen Staatsministers, Grafen von Bernstorffs, verließ Klopstock Kopenhagen, und wählte Hamburg, — die Stadt, für welche er stets wegen ihrer freien und glücklichen Verfassung, eine besondere Vorliebe hegte — zu seinem beständigen Aufenthalte. Er hatte den Charakter eines königlich dänischen Legationsrathes, und markgräflich baden'schen Hofrathes. Diesen letztern Titel gab ihm der noch jetzt lebende allgemein verehrte Churfürst Karl Friedrich von Baden, nebst einem beträchtlichen Jahrgelde. Der Churfürst, damals noch Markgraf hatte den Sänger des Messias um das Jahr 1775 zu sich nach Karlsruhe eingeladen. Klopstock folgte dem ehrenvollen Rufe, hielt sich ungefähr ein Jahr daselbst auf, und kehrte dann wieder nach Hamburg zurück.

Als Frankreichs Staatsumwälzung begann, nahm der Sänger des Befreiers Germaniens von dem römischen Joche, lebhaften Antheil, er hauchte seinen Bürgersinn in kräftigen Oden und feurigen Hymnen aus; ja er nahm sogar

das Bürgerrecht an, das die Neufranken ihm schenkten. Als aber der Blutdurst und die Zwietracht erwachten, als im wilden Brande der Zerstöhrung der Geist des Schreckens wüthete, und würklich das weite Gewand der Freiheit zur Hülle des Eigennutzes, der Selbstsucht und der Privatrache mißbrauchte, als Ludwig und vor und nach ihm Tausende als unglückliche Schlachtopfer bluteten, da empörte sich das fühlende Herz des Sängers der wahren Freiheit, da schwand seine vorige Liebe, und laut und öffentlich ertönte in meisterhaftem Gesange seine Mißbilligung, sein Abscheu über die Greuelthaten, und seine Entsagung von dem gallischen Bürgerrechte.

Bis in sein achtzigstes Jahr lebte Klopstock im vertrauten Umgange mit edlen Freunden in Hamburg, dem er, der Stolz Deutschlands, eine vorzügliche Zierde gab, welches von Reisenden aller Nationen auch deswegen vorzugsweise besucht wurde, um Klopstock zu sehen, und den großen Sänger des Messias kennen zu lernen.

Klopstocks Tod.

Klopstocks Tod erfolgte in der Mittagsstunde des 14 März 1803. Die nähere Umstände von dem Lebensende des großen Sängers hat uns der würdige Freund des Seeligen, Hr. Domherr von Meyer zu Hamburg mit zuviel Kraft und Rührung geschildert, als daß der Verfasser, wenn er selbst Zeuge von Klopstocks Tode hätte seyn können, es wagen dürfte, jener trefflichen Schilderung eine zweite an die Seite stellen zu dürfen. Einiges sey ihm erlaubt, aus diesem schönen Gemälde auszuheben, um diejenigen seiner Leser, die es noch nicht kennen sollten, darauf aufmerksam zu machen:

„Klopstock starb wie er gelebt hatte. Er „behielt seinen durch Religionsgrundsätze bestimmten Charakter. Eben die Ueberzeugungen, die „seiner Seele Heiterkeit und höhern Frieden gaben, blieben sein bis an den Tod, von dem er „nie anders als mit heiterm Ernste sprach: die „tröstenden Vorstellungen von dem Abschiede aus „der Welt, die lieblichen Bilder dieses erhabenen Sängers des Todes und der Unsterblichkeit,

„waren bis an das Grab seine sanften Begleiterinnen.“ Schon im Winter bemerkte Klopstock die Abnahme seiner Körperkräfte, doch klagte er nicht, sondern er blieb stille und ruhig. Willkommen war ihm, besonders Abends der Besuch einiger Freunde. Oft las er in der Messiade, nicht um sich als Dichter zu lesen, sondern sich zu erbauen. In der Unterhaltung blieb er jugendlich froh, scherzend, und väterlich theilnehmend an den Schicksalen seiner Freunde. Wenn er an den mit Hämorhoidal-Uebel wechselnden Koliken litt, und der gelindere Schmerz ihm den Besuch seiner Freunde erlaubte, so vergaß er den Schmerz, und lud den Gastfreund ein, mit ihm ein Glas alten treflichen Weins zu trinken, womit ihn nahe und ferne Freunde wetteifernd labten, und er selbst die schwächern Verdauungskräfte, statt aller Arznei, stärkte. Am Abende des 12 Februars fand ihn Hr. v. Meyer sehr verändert. Seine Stimmung war ernst, seine sonstige Gleichheit und Heiterkeit war gesunken. Er war in sich gekehrt. „Mich wird „der Frühling nicht erfreuen,“ sprach er mit weissagender Seele. Am 17 Februar sank er endlich auf das Lager, von dem er ins Grab getragen wurde. Von jetzt an sah er von seinen

Freunden niemand mehr, als seine Aerzte Heise und Reimarus. Er wollte ruhig und nicht erschüttert durch Blicke des Bedauerns seyn. Als gleich in den ersten 8 Tagen sein jüngster Bruder sichtbar erschüttert an das Bette trat, reichte ihm der Greis die Hand und sprach: „Kein Mitleid, mein Bruder!" Nur seine edle Gattin und ihre Tochter behielt er bei sich, sie nannte er noch sterbend seine Engel. In einem stillen matt beleuchteten Gemache blieb er allein, stille mit Gott und Betrachtungen über Tod und Ewigkeit beschäftigt. Er starb den Tod der Gerechten, den er selbst im 12 Gesange des Messias mit unnachahmlicher Schönheit sang. Seine Geisteskräfte, selbst sein Gedächtniß blieben ungeschwächt bis ans Ende. Von einem Schlummer, der ihm wohlthätige Traumerscheinungen brachte, erwachend erzählte er, wie Hr. von Meyer sagt: seinen verehrten Beschützer den Markgrafen von Baden in einem sehr großen Schloßsaale gesehen zu haben. Dabei habe er eine Stelle aus dem Messias rezitirt. Er sagte nun ohne Anstoß die lange Stelle her. Mit Heiterkeit erzählte er die Träume, welche ihm verstorbene Freunde darstellten. Einmal sah er so den Grafen Bernstorf, der ihm die Hand

gereicht, und zugerufen habe: Kommen sie mit mir. Klopstock, wachend mit Tod und Ewigkeit, mit den entschlafenen Lieben beschäftigt, konnte, bei seinem fühlenden Herzen und seiner regen Einbildungskraft, leicht Träume haben, die an Visionen grenzten. So rief er ein andermal mit frohem Entzücken: „Bald werde ich Vater seyn!"—

So gieng er immer näher zur Ewigkeit. Lange dauerte der Kampf, lange zögerte die Hülfe. Bald lag er in tödlicher Ermattung und todähnlichem Schlummer, bald glimmte die Lebenskraft wieder auf. In den letzten Tagen schien das deutliche Bewußtseyn zu wanken, denn er klagte selbst mit sanfter Wehmuth:" Ach es ist sehr traurig, sich seiner nicht immer ganz bewußt zu seyn!" In einem der letzten und härtesten Kämpfe richtete er sich vom Lager auf, faltete die Hände, sprach mit verklärten Blicken die Worte der Schrift: Kann auch ein Weib ihres Kindes vergeßen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie sein vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen. — Siehe in die Hände habe ich dich gezeichnet! — Wir alle, setzte er hinzu, und

blickte tröstend auf seine Lieben: Ja wir alle sind in Gottes Hand gezeichnet! —

Nun sank er in einen taglangen sanften Schlummer, und erwachte nicht mehr für diese Erde! — So starb Klopstock als Weiser und als Christ.

Klopstocks Begräbnißfeier.

Hamburg und Altona wetteiferten, die Hülle des vollendeten Sängers auf eine würdige Weise zur Ruhestätte zu geleiten. Der 22 März, ein heiterer Morgen war der feierliche Tag. Auf Befehl des Hamburgischen Magistrats erschien eine Ehrenwache von hundert Mann zu Fuß und zu Pferde; und militärische Ehren waren bei den 8 Wachen des Stadtgebiets verordnet, wo die Leiche vorüber kam. Früh um 10 Uhr versammelte sich das eigentliche Trauergefolge in 76 Kutschen bei dem Sterbehause. Alle in Hamburg wohnende deutsche und fremde Gesandte, Mitglieder des Senates und Oberalten, die Geistlichkeit, Lehrer, Gelehrte, Künstler

und Kaufleute hatten sich dazu vereint. Der einfache Sarg, schwarz bezogen, und in seinen Seitenfüllungen mit Samtstreifen eingefaßt, stand unverhüllt auf weißmetallnen Fußgestellen ruhend, auf einem vierspännigen von vier Führern geleiteten Trauerwagen. Auf dem Deckel lag ein Buch von Metall an einen Kranz von Palmen- und Eichenzweigen gelehnt. In das Buch war, auf Befehl der Wittwe folgender Vers aus Klopstocks Liedern eingegraben, den er einst selbst zur Aufschrift für Meta's Sarg wählte:

Nah war meines Helfers Rechte,
Sah sie gleich mein Auge nicht,
Weiter hin im Thal der Nächte
War mein Führer und mein Licht.

Von einem ausserordentlichen Volkshaufen geleitet gieng der Zug bis zum Hamburgerberge und an die Dänische Grenze, wo Altona's edelste Bürger, mit dem Oberpräsidenten von Steman von 10 Marschällen und 4 Ehrenbegleitern geführt in 50 Kutschen, seiner warteten. Hier wurde die Leiche feierlich übergeben, eine dänische Ehrenwache trat an die Stelle der hamburgischen. Unmittelbar vor dem Leichenwagen giengen zwischen

acht Ehrenanführern drei Jungfrauen, in weissen Gewändern und Schleiern, das Haupt mit Rosen und Eichenlaub bekränzt, mit Körben voll Blumen und jungem knospenden Frühlingslaube in den Händen. Vier Ehrenbegleiter traten mit entblößtem Haupte an den Sarg, und hielten ihn an Florgebinden. So gieng der Zug durch Altona, auf der Hauptwache paradirten die Truppen unter einer gedämpften Trauermusik. Eine ähnliche Musik empfieng die Leiche unter der Grablinde auf dem Gottesacker zu Ottensen. Hier weilte die Bahre. Das Gefolge trat in die Kirche, der Sarg wurde langsam von den Hamburgischen Rathsdienern hereingetragen, die Jungfrauen und Ehrenführer umgaben ihn. Die herrliche von Schwenke komponirte Einleitung zu Klopstock's Vaterunser, ertönte, von mehr als 100 Tonkünstlern und weißgekleideten Sängerinnen von Familien aus Hamburg unter Schwenke's Anführung aufgeführt. Der Sarg wurde vor dem Altare niedergesetzt, die drei Jungfrauen hefteten ihre Kränze daran. Der Domherr Herr D. Meyer legte die Messiade, Klopstocks eigenes Exemplar auf den Deckel des Sarges. Der Sohn des Herrn von Meyer, ein Jüngling von fünfzehn Jahren, bedeckte das Buch

mit verschlungenen Lorbeerzweigen. — Nach der Musik sang das Chor Klopstocks Sterbelied: „Wie wird mir dann, o dann mir seyn, wenn ich, mich ganz des Herrn zu freu'n, in ihm entschlafen werde. Nun hielt Hr. von Meyer eine kurze treffliche Anrede und las dann aus dem zwölften Gesang des Messias die Darstellung des Todes der Maria, eine Stelle, womit Klopstock sich selbst noch auf dem Sterbebette gestärkt hatte. Nach der Rede am Sarge folgten Chöre aus Klopstocks Heilig von Romberg gesetzt, und aus Mozarts Todtenmesse. Jetzt begann, nur von einfachen Akkorden begleitet, ein Chor von jungen Mädchen:

Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du
Mein Staub nach kurzer Ruh.

Während dieses Auferstehungsgesanges ward der Sarg aufgehoben und unter die Linde zur Gruft getragen. Jünglinge und Jungfrauen streuten, nach Dänemarks schöner Sitte, Blumen auf den Sarg, der nun sanft in die stille Ruhestätte hinabsank. Thränen flossen, Seegensworte hallten, überall herschte die größte Ruhe, und Ordnung. Hamburg und Altona zeigten, wie man große Sänger ehren soll.

Klopstocks Werke.

Keiner unserer Leser wird hier ein Verzeichniß der verschiedenen poetischen und prosaischen Schriften Klopstock's nach ihren verschiedenen Ausgaben und Jahrzahlen erwarten. Dieß sey dem Literator überlaßen. Nur eine kurze gedrängte Uebersicht dessen, was wir Klopstock, als Dichter, verdanken, möchte hier an ihrer Stelle seyn.

Klopstocks erstes Werk, das ihm Bewunderung und Achtung nicht nur im Vaterlande, sondern überall auch im Auslande verschaffte, war sein Messias, den selbst Lessing in lateinisch heroische Verse zu übersetzen begann; überhaupt wurde dieses Werk in die französische, englische holländische und schwedische Sprache übersetzt.

Von seiner lyrischen Kraft zeugen seine Oden, von seiner Begeisterung für Religion und Tugend seine geistlichen Lieder, die, so lange christliche Gesänge ihren Werth behalten, dem gebildeten Religionsfreunde willkommen seyn werden.

In der dramatischen Poesie, hinterließ uns Klopstock seinen Tod Adams, der auch von Frankreich und Brittannien mit hohem Beifall aufgenommen wurde, ferner seinen David und seinen Salomo. Unter diese Gattung von Gedichten gehören auch die von ihm Bardiette genannten dramatischen Dichtungen: Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürsten, und Hermanns Tod. Auf diese und ihre höchste Vollendung verwandte er den strengsten Fleiß, besonders auf die eingewebten Gesänge, welche in der neuen Ausgabe in sehr veränderter Gestalt erscheinen dürften. „In diesen ächten deutschen Heldendramen," sagt der Verfaßer des Aufsatzes über Klopstocks literarischen Nachlaß in der allgemeinen Zeitung 1803 181.— „fühlte Klopstock noch im höchsten Alter „Verjüngung. In ihnen vergaß er am liebsten, „was ihn am tiefsten kränkte, seine Begeisterung „für die französische Nation, als sie die hochtö„nende Phrase Entsagung dem Erobe„rungskrieg, aussprach:"

Man glaubte bisher, es würde unter dem Titel Denkmäler eine Reihe von Zeitgedichten erscheinen, welche durch die erschütternden

Szenen des Revolutionskriegs, und dem früher von den Zaubertönen, später von den Greueln der französischen Machthaber tief ergriffenen Dichter vom Genius der hoffenden und trauernden Menschheit eingegeben worden waren. Klopstock hatte seine Ursachen, diese Samlung nicht vor seinem Tode herauszugeben, man hoffte sie nach seinem Tode zu erhalten, aber Klopstock selbst übergab sie der vertilgenden Flamme, und verlohren sind sie auf immer. Doch mögen noch in den Händen eines Stolbergs und Voß, vorzüglich in Gleims Nachlaße noch mehrere unbekannte Denkmäler zu finden seyn, zum Beispiele einige hundert Epigramme voll Geist und Feinheit, meist auf politische und literarische Sünden der letzten 12 Jahre. — Seine letzten Gesänge waren zwei Gott und der Unsterblichkeit geweihte Oden: Gott und das Schweigen. Hr. v. Meyer sagt von diesen: „der erste „dieser Gesänge ist ein Seherblick in das Leben „nach dem Tode, ein himmlischer Traum, vom „Fortschreiten einer entkörperten Seele, von „Stufe zu Stufe der Vollendung. Ein Lobgesang der Gottheit ist der Gegenstand der zweiten Ode. Der Dichter singt im Gefühle seiner „nahen Vollendung. Er singt die hohe Würde

„und die Vorzüge des Menschen in der Er-
„kenntniß des höchsten Wesens, vermag nicht mit
„sterblichen Worten es zu preisen, und endigt so“

„Worte sprechen ihn nicht aus, aber sie sind doch
Seines Lichts ankündende Dämmerung, werden
Morgenröthe, sobald mit herzlicher Innigkeit
Den nennenden Laut die Menschenstimme beseelt!

Hochheiliger! Allseliger! Allbarmherziger!
Aber ich lege die Hand auf den Mund. Denn werden
mir auch
Morgenröthe die Worte, so fehlt es doch stets an etwas
Dem Gedanken von Ihm, fehlt dem Gefühl! Ich schweige!“

Her-

Herder.

Ach unerbittlich waltet des Schicksals Hand!
Sie schont des Weisen schoner des Edeln nicht!
Zu den Schatten enteilet,
Wem das Loos aus der Urne fiel!

Ach nicht der Wehmuth blutige Zähre, nicht
Der reinsten Liebe bitterstes Schmerzgefühl —
Diademe und Schätze
Hemmen den Kreislauf der Urne nicht.

O traure Deutschland! siehe das schwarze Loos
Fiel deinem Herder! Klage: Er ist nicht mehr!
Er, auf welchen das Ausland
Oft mit Blicken des Neides sah!

Ihm fiel das Loos! da senkte der Genius —
Des Schlafes Bruder welcher zu Grabe winkt —
Ernst die glimmende Leuchte
Und sie verloschi, und Er war nicht mehr!

Da war Er nicht mehr! Psyche entwand sich frei
Der Hülle Fesseln, höher und höher hob
Ueber die Wolken der Erde
Der entbundene Fittig sich.

Er war ein Weiser, welcher zum Hochaltar
Der liebevollen sanfteren Menschlichkeit
Ihm vertrauende Jünger
Führte mit Eifer und Zartgefühl!

Ihm galt die Weisheit ohne die Liebe nichts!
Die kalte Weisheit, welche mit Worten nur
Füllet die Höhlen des Hauptes,
Aber den Busen nicht sanft durchglüht!

Ihm galt nur Wahrheit, mühsam erspäht' er sie;
Und nahm sie dankbar, ob sie der Orient
Darbot oder der Abend,
Ob sie der Heide der Christ ihm bot! —

Das wahre Schöne, welches dem Guten sich
So innig anschmiegt, füllt mit Begeisterung
Ihm den schwellenden Busen,
Und mit Begeisterung sprach er's aus.

Den Lenzgefilden schöner Vergangenheit
Entpflückt er Blüthen, wand für die Gegenwart
Sie zu düftenden Kränzen —
Schmückte mit eigenen Blumen sie!

O windet Kränze! weiht dem Entschlafenen
Des Dankes Zähre, bauet ein Denkmal Ihm,
Das kein Regen verwittert, —
Das nicht hinstürzt der Sturm der Zeit!

Baut Ihm ein Denkmal! Huldigt der Menschlichkeit!
Und reiht im Kranze Schönes und Gutes nur!
Höhere Duldung und Liebe
Weihet Herder'n zum Ehrenmal'!

Ehe der Verfasser einiges über des vollendeten Herders Lebensumstände mittheilt, sey es ihm erlaubt, eine Stelle über Herder'n aus des berühmten Jean Paul Friedrich Richters Briefen auszuheben, die mit bekannter origineller Kraft und Fülle dieses genialischen Dichters gezeichnet ist. Jean Paul beschließt mit dieser Stelle seinen Unterricht an seinen künftigen Sohn. Sie lautet:

„Du wirst einmal einen Genius lesen, den du zwar in deiner Jugend vor Entzücken zu verstehen vergeßen wirst, der aber später mit Gliedern, die wie an jener prophetischen Gestalt sämtlich Flügel sind, dich über die papiernen Globen der Verbalweisheit tragen wird. — O Paul, wenn du einmal die hohe Welt dieses Genius ersteigst, der keinen Gedanken, keine Kenntniß einsam hat, sondern jeden Wellenring zur Planisphäre macht, der nicht den Obstbrecher an einzelne Zweige des Baumes der Erkenntniß legt, sondern wie das Erdbeben den Baum durch den Boden erschüttert, worauf er steht; wenn du sage ich, seine Welt ersteigst, so wirst du auf einem Gebirge seyn, die Völker werden unten näher und verbun-

den um dich liegen, und eine höhere Duldung, als das Jahrhundert kennt, wird dieser Völker- und Zeitenmahler deinem Herzen geben — auf seiner Alpe wird dir die Seele höher werden, und die reine dünne Bergluft wird dir den Himmel und die Erde nähern, und den Glanz der heissen Gestirne und das Gepolter des Lebens mildern — die Phantasie wird ihre morganischen Feen mahlen und ihren Regenbogen als Kreis aufhängen, und Melodien werden dich umwehen, wenn er einen Altar erbaut, weil auf allen seinen Bausteinen Apollos Leyer lag — — dann, guter Sohn, wenn du durch ihn so glücklich wirst, denke daran, wie sehr es auch dein Vater durch ihn ward, und gieb dann, wie ich, dem Menschen, den du am innigsten liebst und ehrst, nie einen andern Namen als — Herder!"

Johann Gottfried Herder wurde den 25. August 1741 zu Morungen in Preußen gebohren. Weder der Stand, noch der Reichthum seiner Eltern, konnten den jungen Herder zu der Hoffnung einer so glänzenden Laufbahn, als sich ihm in der Folge eröffnete, berechtigen. Allein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fleiß und Talente, vom Schicksale begünstigt, diese sichersten Führer zur wahren Ehre, führten ihn in der Folge auf eine Stufe von Rang und Ansehen, die seine spätesten Nachkommen verbindet, sich des Namens würdig zu machen, den er ihnen erworben und hinterlassen hat. Herders Vater war ein ehrlicher Fleischer zu Morungen, das nicht gar weit von den Ufern der Ostsee, auf dem ebenen schmalen Landstriche liegt, der in frühern Zeiten einen Kopernikus und Hevel, und in neuern die gefeierten Namen der beiden Forster, Kants, Reichards, Kleists, Ramlers, Hippels, Chodowiecky's, und anderer hervorbrachte. Einen Theil seiner Jugend brachte Herder zu Königsberg und Riga zu. In Königsberg war er ein Schüler Kants, und wie sehr er diesen Lehrer schätzte, ob er gleich — als Gegner desselben auftrat — — zeigt noch jetzt eine Stelle in den Briefen zur Beförderung der Humanität, welche wir, sobald wir von Kant selbst sprechen, anzuführen Gelegenheit haben werden.

Es sind nun ungefähr 20 Jahre, daß Herder als Generalsuperintendent, Oberkonsistorialrath, Oberhofprediger, Kirchenrath und erster

Pastor nach Weimar berufen wurde, wo er auch seine irdische Laufbahn beschloß; vorher war er gräflich Schaumburg Lippischer Konsistorialrath zu Bückeburg. Baierns erhabener Kurfürst Maximilian Joseph, dieser große Freund und Beförderer des Lichtes und wahrer Aufklärung, erhob Herdern und seine Familie nicht gar lange vor seinem Tode in den Reichsadelstand. Die Stelle, welche Herder zuletzt bekleidete, war die eines Oberkonsistorialpräsidenten und Oberhofpredigers zu Weimar.

Herder beschloß seine irrdische Laufbahn den 18. Dezember des Jahres 1803 Nachts um eilf Uhr, in drei und sechszigsten Jahre seines Lebens. Er hinterließ eine Wittwe und sieben Kinder, sechs Söhne und eine Tochter. Wir heben hier noch über Herders Karakter eine Stelle aus, die Falk über den Vollendeten in der Zeitung für die elegante Welt (Jahrgang 1804, 6 Stück) ausspricht.

„Wenn man von seinem Karakter absondert, was seiner Krankheit angehört, — er litt viele Jahre hindurch an Zufällen der Leber — so sind die zurückbleibenden Grundzüge: Größe der

Denkart, idealische Stimmung, Kindlichkeit des Gemüthes, Fröhlichkeit des Geistes, ein hohes für Gott und Menschheit mit reinstem Wohlwollen glühendes Herz. So war Herder, der oft verkannt, häufig getadelt, und doch nie genug geschätzt war. Bei so vielen Vorzügen mag es leicht seyn, für Verirrungen, die in denselben edeln Anlagen seines Geistes ihren Ursprung haben, ein Wort der Entschuldigung zu finden. Eben die rege Begeisterung, die ihn für alles Schöne und Gute augenblicklich empfänglich machte, war es auch, die ihn zu oft einem augenblicklichen Irrthum aussetzte, indem sie ihn das Licht mit dem Schimmer verwechseln ließ. Möchte doch allen Freunden wie Feinden Herders dieß Wort der Beherzigung gesagt seyn: Herder konnte irren, aber nicht fehlen!"

Wenn wir auf Herders schriftstellerischen Karakter blicken, so möchte die Bemerkung des nun ebenfalls zu früh vollendeten Prof. Füllborns sehr gegründet seyn, wenn er sagt: „die neuere deutsche Literatur hat verschiedene Männer aufzuweisen, zu denen sich weder bei den Griechen und Römern, noch bei den übrigen

gelehrten Nationen der neuern Zeit paßende Seitenstücke finden lassen. Einer derselben war Lessing, ein anderer ist Herder. Seine Werke voll Einbildungskraft und philosophischer Ueppigkeit lassen sich mit den Platonischen vergleichen, die vielen literarischen, historischen und physikalischen Kenntniße, die sich überall verrathen, erinnern an Aristoteles. In mancher Rücksicht fallen uns Hemsterhuis, Pope und Addison ein. Aber, wie gesagt, ihn vollständig zu vergleichen, ist nicht wohl möglich."

Wir haben von Herdern herrliche Denkmale, in welchen er sich als Theologe, als Philosoph, Geschichts- und Alterthumsforscher, als Dichter und Uebersetzer bleibenden Ruhm erworben hat. Als Theologe drang er tief in den Geist und die Sprache des Morgenlandes, indem er, wie Fülleborn sagt, nicht blos bei der historischen und grammatikalischen Kenntniß beider stehen blieb, sondern Geschichtsphilosophie, mehr als einer vor ihm, zu Hülfe nahm. Sein Geist der arabischen Poesie, seine Lieder der Liebe, und Maran Atha (Uebersetzungen des hohen Liedes und der Offenbarungen Johannes) ja auch seine christlichen

chen Schriften geben laute vollgültige Beweise hievon. Denn seine Ansichten giengen auch in das Studium des neuen Testamentes über, und verbreiteten manches Licht. Freilich muß man gestehen, daß es nicht jedem gleich leicht ist, in Herders Vorstellungsarten einzudringen, und seinem Ideengange nachzufolgen. Auch seine Briefe über das Studium der Theologie, die Erläuterungen zum N. T. aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle, die 15 Provinzialblätter an Prediger, mehrere heil. Reden und selbst Luthers Katechismus mit Erläuterungen von ihm, zeichnen Herder als einen verdienten Theologen aus.

Als Philosophen beurkunden ihn: seine Preisschrift über den Ursprung der Sprache; seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, die Gespräche Gott: worin seine humane Tendenz, einen oft verkannten ältern Forscher (Spinoza) in ein besseres Licht zu stellen, unverkennbar ist; ferner viele Aufsätze in den Zerstreuten Blättern, Briefen zur Beförderung der Humanität ꝛc. Aufsätzen in den Horen,

der teutschen Monatsschrift von Genz, den Abhandlungen der bairischen Akademie der Wissenschaften ꝛc. Fast in allen diesen Schriften zeigt sich Herder auch als einen tiefdenkenden Aesthetiker (im ältern Sinne dieses Wortes) als Kritiker und Literator. Man lese unter andern in den zerstreuten Blättern seine Briefe: Wie die Alten den Tod gebildet; Ob Malerei oder Tonkunst mehr Würkung gewähre; Nemesis; über Bild Dichtung und Fabel; Persepolis ꝛc.; und gewiß jeder wird dem scharfblickenden Beurtheiler, dem rührenden Darsteller Gerechtigkeit wiederfahren laßen.

Bei allen Untersuchungen begleitete Herdern das Prinzip der Humanität, alles zeugt, wie Fülleborn sagt, von dem einen großen Geiste, der in seinen Studien weht. Er will die Fäden suchen und zeigen, an welchen die beßere Gegenwart mit der Vergangenheit zusammenhängt: er will die vernünftige Würklichkeit entdecken, die den Träumen früherer Jahrhunderte zum Grunde lag. Ueberhaupt erkannte Herder fast allgemein das ältere Verdienst, sein G. E. Lessing; sein Denkmal Ulrichs von Hutten; Andenken an ältere deutsche Dichter ꝛc.;

liefern deutliche Belege hievon. Valentin Andreä, Jakob Balde ꝛc. erstanden gleichsam durch ihn im verklärten Gewande aus dem Staube der Vergeßenheit.

Als Dichter zeigte sich Herder nicht blos durch die lebendige Phantasie, und die blühende bilderreiche Sprache in vielen seiner Schriften, sondern besonders auch in eigenen Gedichten, z. B. Bilder und Träume, in den zerstreuten Blättern, vielen andern in seinen übrigen Schriften der Terpsichore, Kalligone ꝛc. Schillers Musenalmanachen ꝛc. Als Uebersetzer verpflanzte er die holdesten Blüthen des Morgenlandes, des Hellenenlandes, und selbst neuerer Dichter Brittanniens ꝛc. auf deutschen Boden.

Herders Wittwe und deren Sohn D. Wilhelm Gottfried von Herder kündigen eine neue Ausgabe der Schriften des Seeligen an, die mit erforderlicher Genauigkeit, Vollständigkeit und Schönheit mit erläuternden Vorreden und Anmerkungen erscheinen soll. Wieland, Johannes Müller, und Johann Georg Müller werden an dieser Ausgabe Theil nehmen; die

Materien sollen nach Fächern geordnet, und 1) die theologischen 2) die philosophischen 3) die historischen und 4) die ästhetischen Schriften ausgegeben werden. Auch sind noch neue ungedruckte Werke Herders vorhanden. Z. B. über die Alterthümer von Persepolis, über den Cid und das spanische Romanzenwesen; eine fast vollständige Uebersetzung der Oden des Horaz, der Satyren des Persius, aus Pindar, und andern griechischen und römischen Dichtern, mehrere Predigten, Amtsvorträge ꝛc. Wo solche Männer wie Wieland und Müller sich als Herausgeber nennen, da darf man nicht erst an das erinnern, was Herder selbst, um vor einem Nachdrucke seiner sämtlichen Schriften zu warnen, im Jun. des vorigen Jahres in öffentlichen Blättern über seine Werke sagte: „Seit 1767, nahe also an 40 Jahren, habe ich geschrieben, viele meiner Schriften waren zeitmäßig, deren Interesse beinahe dahin ist; manche der spätern suchten frühere zu verbessern; endlich sind sie von so gemischtem Inhalte, daß eine rohe Sammlung derselben, mit allen Jugendfehlern eine schimpfliche Beleidigung des Verfassers, durchaus aber keinem Leser brauchbar seyn würde." Herder trug selbst auf eine

neue geläuterte Ausgabe an, aber — der Tod übereilte ihn! —

Am 21 Dezember 1803 wurde Herder beerdigt. Vikarien der Landprediger trugen seine Leiche. Die Ersten vom Adel wohnten dem Zuge bei, der Abends um 9 Uhr begann. Eine Stunde vorher war der Verstorbene im priesterlichen Gewande, die Bibel in der Hand, ausgesetzt. Unter feierlichem Geläute gieng der Zug nach der Hauptkirche zu Weimar, St. Peter und Paul, wo Herder selbst seit fast 20 Jahren gearbeitet hatte. Hier liegt er begraben. Rechts neben der Orgel, nicht weit vom Taufsteine ruht seine Hülle. — Sie ruhe sanft!

Kant.

Zu der Vollendung höherem Lichtgebiet,
Zum Urquell reiner Wahrheit und Sittlichkeit, —
Schwang jetzt dein Geist sich, losgekettet,
Ueber der dämmernden Erde Schranken.

Du klimmtest lange mühsam den steilen Pfad,
Der zu der Wahrheit strahlendem Gipfel führt,
Wo, wie vom Felsen ein Kristallquell
Sprudelt, Erkenntniß den Pilger lohnet.

Und wie die Quelle kühlet den Lechzenden,
Der treu des Tages sengende Hitze trug,
So lohnt dir jetzt den Durst nach Wahrheit,
Redlicher Forscher, der Wahrheit Vater.

„Was kann man wißen?" Edler, so fragtest du,
Der in den Rollen grauer Vergangenheit,
Und bei der Mitwelt mühsam suchte
Sichere Weisheit — nicht eitle Worte!

Der du dem Denker weise die Grenze zogst,
Die ihn vom Land des fabelnden Wahnes trennt,
Gelöst ist dir die große Frage
„Was kann man wißen?" am Quell der Weisheit.

„Wie soll man handeln?" Wie es die Pflicht gebeut,
Nicht wie der Vortheil, nicht wie der Sinne Durst
Nach Lustgefühl, nach Wohlbefinden,
Unstet und wankend den Pilger treibet!

So lehrtest du, und übtest die Lehre selbst,
Dich schmückte stets die Krone der Tugenden —
Bescheidenheit! — dem Lorbeerkranze
Giebt sie den Glanz und die ew'ge Dauer!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Zünglein an der Wage, die Thaten wiegt,
Steht gleich und senkrecht, wenn Diademe nur
Und Purpurglanz und eitler Schimmer
Blizzender Steine die Schaale füllen! — —

Doch jede Handlung, welche die Pflicht gebot,
Die, muthig kämpfend, redlich der Pilger übt,
Sie beugt das ernste Zünglein nieder; —
Wohl dir! Vollendeter großer Lehrer!

„Was kann man hoffen?" Forscher, so fragtest du
Und bandest fest das höhere beß're Seyn
An das Gefühl für Recht und Tugend,
Welches nie altert und nie erstirbet!

Zum Quell des Lichtes, in der Vergeltung Land,
Wo Licht und Wahrheit allen Vollendeten
Aus heil'ger Urne fleußt, entschwang sich
Himmelan strebend die freie Seele!

Die fernen Welten, welche die stille Bahn
Mildleuchtend wandeln, sahst du mit Hochgefühl, —
Sie, und Gefühl für Pflicht und Tugend
Waren dein Heiligstes und dein Höchstes!

Du wall'st nun droben, wo sich die Sonnen stets
Nach den Gesetzen ewiger Ordnung drehn,
Wo das Gefühl für Recht und Tugend
Ewig beseeligt und nimmer wanket!

Den Kranz des Lohnes, welchen die Gegenwart,
Geblendet von des Wechsels bunterem Farbenglanz'
Dir nicht in seiner Fülle weihte,
Wird dir die dankbare Nachwelt winden!

Herder's Urtheil über Kant, aus der sechsten Sammlung der Briefe zur Beförderung der Humanität beginne das Wenige, was der Verfasser über Kant seinen Lesern sagen kann. Möge es, durch die Erinnerung an diesem Orte dazu gereichen, Herder'n, den humansten Schriftsteller, auch human zu beurtheilen! So sagt Herder: „Ich habe das Glück genossen, einen Philosophen kennen zu lernen, der mein Lehrer war. Er, in seinen blühendsten Jahren, hatte die Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offne, zum Denken gebaute Stirne war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude, die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen, Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebote, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geiste, mit dem er Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Crusius, Hume prüfte, und die Naturgesetze Keplers, Newtons, der Physiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen Emil und seine Heloise, so wie jede ihm bekannt gewordene Natur-Entdeckung auf, würdigte sie, und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur, und auf moralischen

Werth des Menschen. — Menschen- Völker- Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vortheil, kein Namenehrgeiz hatte jemals für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf, und zwang angenehm zum Selbstdenken; Despotismus war seinem Gemüthe fremde. Dieser Mann, den ich mit größester Hochachtung und Dankbarkeit nenne, ist Immanuel Kant, sein Bild steht angenehm vor mir." — So weit Herder.

Immanuel Kant wurde im Jahre 1724 den 22 April gebohren. Königsberg, seine Geburtsstadt, war auch der Ort, wo er seine Laufbahn beschloß. Ihn bildeten nicht große Reisen, nicht Welt- und Menschenkenntniß durch Erfahrungen an Ort und Stelle. Ihm wurden nicht die glücklichen freien unabhängigen Verhältnisse zu Theil, durch welche sich so viele mit Gemächlichkeit höher und höher schwingen konnten. Mit Anstrengung und Mühe brachte er das Seine aus sich selbst hervor. Mühsam mußte

er das durch eignen Fleiß hervor suchen, was günstigere Lage andern gleichsam vor die Füße legte. Aber gerade hieraus entsprang auch seine tiefe Gründlichkeit, sein ernstes Gefühl für Wahrheit, sein festes Streben nach dem vorgesetzten Ziele.

Seit dem Jahre 1746 steht Kant in der Reihe der deutschen Schriftsteller, vorzüglich aber machte er vom Jahre 1781 an, als er selbst schon aus den Jahren des reifen Mannesalters dem Greisenalter näher rückte, durch seine Kritik der reinen Vernunft Epoche. Auf diese folgten die großen Werke, welche Kants Ruhm auf immer gründen, seine Kritik der praktischen Vernunft, und der Urtheilskraft, deren heilbringender Tendenz zur Verbannung des selbstischen Egoismus und zur Aufklärung des Guten, was in der Form schön ist, wie der Verfasser des Aufsatzes: Immanuel Kant in der allgemeinen Zeitung sagt, niemand Hohn zu sprechen wagen wird.

Kant hatte gewißermassen das Unglück, sich selbst zu überleben. Sein Geist erlag unter der Hinfälligkeit der irdischen Hülle. Nie

Gatte, nie Vater, mochten ihm so manche heilsame Zerstreuungen des häuslichen Lebens fehlen, die seinem durch Forschen und Tiefdenken angegriffenen Körper die nöthige Abspannung und Erhohlung verschafften. Oeffentliche Blätter waren unvorsichtig genug, diese Nachricht von Kants zunehmender Schwäche, noch bei Leben des würdigen Greises auszuposaunen, nur die allgemeine Zeitung, dieses Muster deutscher Zeitungen, begleitete eine solche Nachricht mit der billigen, des Redakteurs Humanität ehrenden Rüge: daß dergleichen Zeitungs-Artikel eine inhumane, und, in soferne zarte Achtung gegen einen hochverdienten Greis eine fromme Empfindung ist, fast irreligiöse Seite hätten. Diese Rüge erhält um so mehr Gewicht, da Kant in seinen letzten Jahren, und in den lichten Momenten die er Morgens hatte, bei seinem Frühstücke Zeitungen mit dem lebhaftesten Interesse las. Denn auch ihn spannten die großen Ereigniße der Zeit zu den größten Erwartungen, seine Schrift vom ewigen Frieden ist Belege dazu. Getrost und ruhig sah er seiner Auflösung entgegen. Er starb den 22 Februar gerade in der Mittagsstunde an einer gänzlichen Entkräftung. Sein letztes

Wort, als man dem lechzenden Munde noch einige Löffel Weins eingeflößt hatte, war: gut, gut!

Wir schließen mit dem, was der Verfasser der Bonhommien S. 85 sagt: „Mit meinem Glauben unter den Gehorsam der Vernunft gebracht, — sagte mir der Mann Gottes (Kant), will ich ruhig hinübergleiten. Wer mir in meinem letzten Augenblicke noch eine gute Handlung vorzuschlagen hat, dem will ich danken." Sey uns gesegnet, heilige Einfalt, welche die Sokrate und die Kante zu so edlen Menschen machte; die reines Herzens sind, die aus reiner Pflicht handeln, die werden Gott schauen, ihren Schöpfer und Vater erkennen. In dem Buche, worin man vor dem alles, nur nicht immer gesunden Verstand, suchte, fand unser tiefer Denker den Beweiß von dem Daseyn Gottes, und seiner Fürsorge; der einzige Weg zu dieser Erkenntniß geht durch das Herz!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf